Rodenberg

Ein dänisches Seebad.

Vier Wochen in Helsingör.

Von

Julius Rodenberg.

Berlin,
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1867.

Meinen drei nordischen Freundinnen

Alfhilda Mechlenborg in Christiania,

Fanny und Tekla Suensson in Kopenhagen.

Es war an einem jener Herbstnachmittage von hoher Schönheit, wie sie den nördlichen Gegenden oft als ein langer, süßer, sonniger Traum geschenkt sind. Der Himmel und das Meer glühten in freudiger Umarmung und goldenes Licht erfüllte den Aether. Die Fernsicht war klar, in all seinen feinen Farben schimmerte das Ufer, und der sanfte Wind trug noch einmal den Heugeruch und Duft aus Seelands Wäldern und Wiesen zu uns herüber. Wir standen auf dem guten Dampfschiff „Vager", das segelfertig lag zur Heimkehr nach Deutschland und Sie standen auf der Landungsbrücke, uns ein letztes Lebewohl zu sagen. Das Schiff ging; aber lange noch blieben Sie stehen, ihm nachzublicken, und lange noch stand ich am Mast, um nach Ihnen, nach dem Strande, nach Dänemark zu sehen, die nun Eins nach dem Andern uns entschwanden,

während wir das Dreikronen-Fort passirten und das offene Meer erreichten, welches mit muntern, bläulich-grünen, funkelnden Wellen um unsern Kiel sprang. Nur noch eine silberne Linie zwischen dem Himmel und der See war da, wo Dänemark gewesen; in der weiten Einsamkeit konnte mein Auge die Stelle nicht mehr finden, wo die Tücher uns zum Abschied gewinkt. Bald versank auch der Küstenstreif, und Nichts mehr war von Dänemark übrig, als was ich davon im Herzen bewahrte.

Dieses Bild habe ich auf das Papier übertragen, indem ich meinen Aufenthalt in Dänemark beschrieb. Immer dachte ich dabei an die schönen Schlösser, die ich da gesehen, an die köstlichen Parks, in denen ich dort gewandelt, an die betriebsamen Städte, in denen ich geweilt, an die Freundschaften, die ich dort geschlossen, an die Beweise von Güte und Zutrauen, die ich dort empfangen. Diesen Erinnerungen habe ich mein Buch gewidmet.

Der helle Glanz jener Tage verdeckte einen Schatten, der inzwischen wieder sichtbar geworden ist. Damals, in dem beseeligenden Gefühl des Friedens nach schweren Kämpfen, war es so menschlich, an eine Versöhnung der Völker zu glauben.

Man gab sich so willig dieser Täuschung hin; ich dachte, daß auch zwischen Dänemark und Deutschland eine Freundschaft möglich sei — weil sie so natürlich wäre! Ein Gefühl der Gerechtigkeit bestimmte mich, den durch einen langen Hader erzeugten Vorurtheilen gegenüber meine Meinung auszusprechen; mein Volk mit den guten Charakter-Eigenschaften Ihres Volkes und mancher Vortrefflichkeit Ihrer Staatseinrichtungen bekannt zu machen; es von den Schönheiten Ihrer Dichter, Ihrer Künstler, Ihrer heimatlichen Natur zu unterhalten.

Möchte dieses Buch und in diesem Augenblick Sie überzeugen, wie bereit man in Deutschland ist, gerecht gegen Dänemark zu sein; möchte es den einen oder andern Ihrer Schriftsteller veranlassen, die deutschen Verhältnisse ebenso ruhig und unbefangen anzuschauen, als es auf den nachfolgenden Blättern der deutsche Schriftsteller mit den dänischen versucht hat.

Die Aufgabe der Schriftsteller ist eine friedliche und internationale. Sie theilen nicht die Leidenschaften der Menge, sondern suchen dieselben zu besänftigen. Sie sind die Gesandten der Völker und halten, gleich den Gesandten der Fürsten, bis zuletzt auf ihrem Posten aus, um denselben zu ver-

lassen, nicht ohne ein tiefes Bedauern für das Land, welches sie lieb gewonnen.

Noch umgiebt uns der Sommerhimmel und das Gewölk mag sich zerstreuen. Wie glücklich würde das Ihren Freund machen, dem Sie nach der alten Sitte Ihres Volkes einst den „Skaal"-Becher gebracht; und wie freudig dann würde er diese Blätter, die mit dem Abschied beginnen, in der frohwillkommenen Hoffnung des Wiedersehens schließen!

Berlin, am 26. Juli 1867.

Julius Rodenberg.

Erste Woche.

Hamlet's Grab.

Hamlet. Was macht Ihr in Helsingör?
Rosenkranz. Wir wollten Euch besuchen; nichts anderes.

Hamlet, II. 2.

Hinter dem Schlosse von Marienlyst bei Helsingör findet sich, oben abgeplattet, mit einem kurzen dicken Steinpfeiler in der Mitte und von dunklen Bäumen beschattet, ein kreisförmiger Erdaufwurf, Hamlets Grab genannt; und wenn man in dem genannten Schlosse dinirt, so liest man auf dem Menu, unter dem „Smör og Ost“ (Butter und Käse), mit welchem das Programm der dortigen Tafelfreuden täglich schließt, diese Worte: „On s'abonne pour le château de Marienlist et la terrasse d'Hamlet par mois, par semaine et par jour.“

Man kann also (die Abonnementskarte vorausgesetzt) auf Hamlets Grab nach Tisch eine Tasse Kaffe nehmen, die Cigarre rauchen und — wenn man will — tiefsinnige Betrachtungen über das Schicksal des geistreich-verrückten Dänenprinzen anstellen. Das ist nun einmal, in unseren Wandertagen, die traurige Seite der Berühmtheit; ähnliche Dinge muß sich König Lear in Dover und Macbeth in Cawdor Castle gefallen lassen. Das ist der Zauber der Poesie, nicht minder groß als derjenige der Wirklichkeit, und oft im Streite mit ihr noch größer. Dies Grab hat der Genius Shakespeares geschaffen, und die Väter der Stadt Helsingör mögen ihm nur ja dankbar dafür sein. Denn seit der Aufhebung des Sundzolles ist dies eine gar nicht verächtliche Einnahmequelle für sie geworden. Bis dahin freilich scheinen sie nicht besonders viel davon gehalten zu haben. Aber so geht es in Helsingör und außer Helsingör: man macht aus der Noth und der Poesie zuweilen eine Tugend.

Aber doch schwebt eine eigenthümliche Glorie, der unaussprechliche Reiz eines Geheimnisses um diesen Ort. Shakespeares Hand schrieb: „Die Scene ist in Helsingör" — und sieh da! — alle

Welt kommt hierher mit dem dunklen Gefühl von etwas Außerordentlichem. Soll ich's nicht gestehen, daß ich die Tragödie niemals in einer mehr, ich möchte wohl sagen: religiösen Stimmung und Andacht gelesen habe, als hier, wandelnd in der feierlichen Dämmerung hundertjähriger Bäume, deren laubschwere Kronen immer über mir rauschten, während durch die lichten Stämme überall reizende Bilder von See, Wald und Wiese gesehen wurden; und daß ich niemals die letzten Worte: „der Rest ist Schweigen" tiefer und eherner empfand, als sitzend auf dem Erdhügel, der den Namen Hamlets trägt, im Gras, umblüht von blauen Blumen?

Und doch weiß Jedermann (oder sollte doch wissen, wenn Gervinus, Kreyßig und Delius nicht umsonst geschrieben), daß Hamlet, wenn er überhaupt begraben, nicht hier begraben sein; ja, wenn er überhaupt gelebt, diesen besonderen Fleck Erde nicht einmal so viel als betreten haben kann. Freilich schmeichelt es der Phantasie, mit dem Buch in der Hand und Shakespeares Bühnenanweisungen folgend, unter den Mauern von Kronenborg zu lesen: „Helsingör. Eine Terrasse vor dem Schlosse;" oder: „Ein abgelegener Theil der Ter-

rasse;" dort, zwischen Mörsern und Kanonen, hoch über der See die Stelle zu suchen, wo Francisco auf Posten gestanden, und in der Nähe der langen und schauerlichen Kasematten die Versenkung, durch welche „der Geist" kam und ging. Aber, wenn jemals Geister in Helsingör gewandelt, so wird der Geist des älteren Hamlet nicht darunter gewesen sein. Denn Hamlet, lebend oder todt, ist eine Persönlichkeit, um deren Besitz diese Stadt mit der wahren und einzig berechtigten Heimath seit dem Wiener Frieden (von 1864) nicht einmal mehr streiten kann.

Zu sagen: „Hamlet, der Däne" — welch ein Irrthum! Hamlet war ein Dithmarsche, und seit dem Prager Frieden ist Hamlet daher — ein Preuße.

Zwar die Engländer, in ihrer Parteilichkeit für Dänemark, machen Hamlet zu einem Eingebornen von Jütland; allein diese Angabe ist von der Wahrheit so weit entfernt, als Jütland von Dithmarschen.

Mustern wir die Thatsachen an der Hand von Nicolaus Delius, diesem verdienstvollen Shakespeare-Kommentator (Shakespeares Werke, herausgegeben und erklärt von Dr. N. Delius. Erster Band, X—XII).

Der Foliant (denn damals, in jenen gewichtigen Tagen, sah man auch bei den Büchern mehr auf ein ehrwürdiges, als ein bequemes Format) — der Foliant, sage ich, aus welchem Shakespeare den Stoff seines gewaltigsten Trauerspiels schöpfte, war eine (1596) erschienene englische Uebersetzung von Belleforest und Boisteau's (französischem) Werke: „Cent Histoires Tragiques“ (Paris, 1564.) In dieser Sammlung von Erzählungen und Novellen fand sich, gegründet auf den Bericht, den der Mönch Saxo Grammaticus, Geheimschreiber des Erzbischofs von Roeskilde in seiner die skandinavischen Sagen in klassischem Latein erzählenden „dänischen Geschichte" gegeben, auch „die Historie von Hamlet" — „The Hystory of Hamblet“.

Die Ueberschrift des ersten Kapitels sagt für unsern Zweck genug, indem sie den Rechtstitel enthält, kraft dessen wir Anspruch auf Hamlet erheben; sie lautet: „Wie Horvendil und Fengon zu Gouverneuren von Dithmarschen gemacht wurden, und wie Horvendil Gertrud heirathete, die Tochter von Roderich, dem Hauptkönig von Dänemark, von welcher er Hamlet hatte: und wie nach seiner Heirath sein Bruder Fengon ihn verrätherisch er-

schlug und seines Bruders Weib heirathete und was folgte."

Das Folgende, wiewohl es gleich im Anfang die äußerlichen, und wenn man so will historischen Züge der Tragödie enthält, ist eine höchst wüste Geschichte, das Chaos einer Schöpfung, in welches nur Shakespeares Geist Licht und Ordnung bringen konnte. Doch dürfte den Leser, wenn auch nur um des Vergleiches willen, der weitere Verlauf interessiren.

Hamlet, um der Tyrannei seines Onkels zu entgehen — so hat es in ihrem zweiten Kapitel die Chronik — spielte den Tollen, legte eine seltsamliche Kleidung an und that die lächerlichsten Dinge. Er ward oft neben dem Heerd in der Asche gesehen, wie er hölzerne Haken machte, die er am Feuer härtete. Als man ihn fragte, was er mit dem Haken wolle, sagte er: „Rache für meinen Vater." — Fengo, welcher den Argwohn hegte, daß Hamlet sich für irgend einen Zweck verstelle, umgab ihn heimlich mit Spionen und versuchte ihn durch ein Frauenzimmer, welches ihn ausforschen sollte. Aber Hamlet konnte auf keine Weise dahin gebracht werden, ihr nachzugeben.

Fengo machte demnach einen zweiten Versuch, um Hamlet in seiner „politischen Tollheit" zu fangen. Er veranlaßte einen seiner Räthe, sich im Gemach der Königin hinter der Tapete zu verstecken, um zu hören, was für Gespräche zwischen Hamlet und der Königin geführt würden. Aber Hamlet, „welcher schlau und politisch war und Verrath fürchtete", spielte seine Rolle weiter, krähte wie ein Hahn, schlug mit den Armen, als ob es Flügel seien, und als er bei diesem tollen Gebahren den Vorhängen sich nahte und bemerkte, daß sich etwas darunter bewege, rief er: „Eine Ratte! Eine Ratte!" und sofort sein Schwert ziehend, stieß er es durch die Tapete, worauf er den dahinter Verborgenen an den Beinen herauszog und ihn vollständig tödtete. Den Leichnam des Erschlagenen warf er in eine Kloake; und als der König hinzukommt, sagt er ihm: „er fiel hinein und da er sich nicht helfen konnte, ward er von den Schweinen gefressen."

Das dritte Mittel sich Hamlets zu entledigen, ist ganz wie in der Tragödie: der König sendet ihn nach England, welches, wie uns erzählt (und durch einige von den alten Königsbildern in Roeskilde, mit den Worten: „et rex Angliae"

bestätigt) wird, ein Lehen der Krone Dänemarks ist. Unterwegs jedoch, im Schiff, während die beiden Gefährten schlafen, entdeckt Hamlet (auf Holz geschnitten) den Befehl des dänischen Königs an seinen Vasall in England: ihn, den Ueberbringer zu tödten. Diese merkwürdige Gattung eines in Holz geschnittenen Uriasbriefes (wahrscheinlich dachte der Chronist an die nordischen Runen) weiß Hamlet so geistreich zu fälschen, daß seine beiden Gefährten getödtet werden, während man ihm Beweise der größten Gastfreundschaft und zuletzt auch noch die Tochter des Königs zur Gemahlin giebt. Ja, dieser „politische" Prinz (der englische Novellist braucht das Wort „politick" und „politique") weiß sich so zu stellen, daß der König von England glaubt, er betrauere den Tod seiner beiden Genossen; und um ihn zu beruhigen, schenkt er ihm eine Quantität Goldes, welche dieser schmilzt und in zwei hohle Spazierstöcke gießt. Mit diesen pilgert er, in jeder Hand einen, am Ende des Jahres nach Jütland zurück. Hier erreicht er, in einem buntscheckigen Anzuge, das Haus seines Oheims gerade an dem Tage, an welchem man seine, des Todtgeglaubten, Leichenfeier begeht. Nachdem sich das

erste Erstaunen gelegt, fragt man ihn, wo seine beiden Gefährten seien? „Hier sind sie", sagt er, indem er seine beiden Spazierstöcke vorzeigt.

Zum Schluß geht der Novellist sehr summarisch zu Werke: Hamlet macht die ganze Gesellschaft betrunken, bindet sie fest und zündet ihnen alsdann das Haus über dem Kopfe an. Hierauf begiebt er sich zu seinem Oheim, erschlägt ihn, nachdem er ihm zuvor eine höchst eindringliche Strafpredigt über all seine Sünden und Verbrechen gehalten, proklamirt das allgemeine Wahlrecht und besteigt in Folge dessen den erledigten Thron seiner Väter.

Man sieht, daß diese Manipulation keine ganz so moderne Idee ist, als man sie neuerdings hier und da bezeichnet hat; man sieht vielmehr, was Hamlet anbelangt, daß er durch und durch von Anfang bis zu Ende ein handfester Politiker aus der guten alten Schule gewesen. Erst Shakespeare war es, der ihn „mit des Gedankens Blässe angekränkelt". Aus dem robusten Gesellen, der hölzerne Haken am Feuer härtet und eine ungemein natürliche Sprache redet; der für den Ausdruck seines Blödsinns keine besseren Formen finden kann, als mit den Armen zu schlagen und wie ein Hahn

zu krähen: hat er jenen subtilen Grübler gemacht, welcher die tiefsten Probleme der Menschheit zu lösen sucht und dadurch selber ein Problem geworden ist, an dessen Lösung seit drei Jahrhunderten die Besten und die Weisesten gearbeitet haben. Aus dem „politischen" (d. h. schlauen) Prinzen machte Shakespeare den philosophischen; aus „dem Frauenzimmer, welches ihn versucht und welchem er widersteht", diesem Weibe des Potiphar mit staatsretterischen Hintergedanken, machte er die wunderbare elfenhafte Erscheinung Ophelia's; aus dem königlichen Rath, „welchen die Schweine fressen", jenes Muster von einem Hofmann Polonius; aus den beiden verrätherischen Schiffskameraden jenes Freundespaar Rosenkranz und Gyldenstern, das für die moderne Welt typisch ist, wie das von Orest und Pylades für die antike — eine oder zwei Gestalten von seiner eigenen Erfindung, wie den ritterlichen Laertes und den ehrenhaften Horatio — eine oder zwei Scenen mit humoristischer Färbung, um die „Nestlinge von St. Pauls" zu ärgern und die „Gründlinge des Globe-Theaters" zu amüsiren, fügte er dem Plan des alten Novellisten hinzu: und siehe da! — das größte Meisterwerk der Tragödie seit der christlichen

Zeitrechnung — „Hamlet, Prinz von Dänemark" — war fertig.

Mit dem geographischen und historischen Zubehör nahm es Shakespeare, wie bekannt, nicht übergenau. Wir alle wissen von den Glocken im „Coriolan", den Kanonen in „Troilus und Cressida", und der böhmischen Seeküste im „Wintermärchen". Doch ist es trotzdem nicht erlaubt, an Willkür zu glauben. Niemals hat es einen Dichter gegeben, der immer so sehr das Herz jeder Zeit verstanden und ihrem Gefühl einen solchen Ausdruck seelischer Treue und Zuverlässigkeit gegeben hätte: die Luft, der Himmel und die Farben der Landschaft stehen bei ihm immer gleich dem besondern Charakter der Personen, die er auftreten läßt, in innigstem Rapport mit dem Jahrhundert, das er schildert und der Sitte, die er darstellt.

Warum nun, so fragen wir mit Recht, versetzte er Hamlet, diesen Visionär, dessen Phantasie von den düstersten Bildern unaufhörlicher Selbstqual erfüllt ist, aus dem cimbrischen Chersones nach einer von den dänischen Inseln, und warum von allen Punkten und Plätzen derselben gerade hierher, nach Helsingör? War nicht für die Stim-

mung seines Helden die Küste der Nordsee mit ihrer Monotonie und Majestät, ihren gelben Wellen und grauen Luft, der Einöde ihrer Dünen und dem Donner ihrer Brandung ein viel homogenerer Schauplatz, als diese liebliche, lachende Ostseeküste, wo die Buchenwälder ihre grünen Kronen spiegeln im Azurblau des Meeres, wo die Wiesen leuchten und die Blumen duften, wo die Weichheit der Formen wetteifert mit dem Zauber der Farben und wo die Schönheit der See, der Reichthum der Vegetation und die Transparenz der Luft an das Land erinnern, „welches alle Männer mit Freude grüßen"? („Fair Land! Thee all men greet with joy." Wordsworth.)

Man würde, was an sich räthselhaft ist, noch räthselhafter machen, wenn man Gervinus' Auffassung theilen und mit ihm in Hamlet's Welt „die Heroensitte des Naturzeitalters . . . wo Alles auf die physische Kraft und auf den Trieb des Handelns ankommt", in Hamlet selbst aber den „sozialen Charakter der neueren Zeit" erkennen wollte, der in diesem Widerspruch befangen, vergeblich herausstrebt und an demselben zu Grunde geht. (Gervinus III. 283.)

Diesen Kontrast zwischen dem elementaren Zustand und der Bildung, wenn Shakespeare wirklich beabsichtigt hätte, ihn darzustellen, wo hätte er einen gleichartigeren Boden, eine verwandtere Atmosphäre dafür finden können, als dort, wo beständig noch, in Ebbe und Fluth, die Elemente selber mit einander zu ringen scheinen? Ja, wenn die Chronik ihm diesen Schauplatz nicht gegeben, er — mit seinem wunderbaren Instinkt für die Harmonie des Ortes und der Handlung — hätte ihn dort erfinden müssen.

Doch ich glaube nicht, daß Shakespeare Solches gewollt. Kreyßig trifft nach meiner Ansicht das Rechte, und umgekehrt glaube ich, daß Kreyßigs Ansicht durch meine Betrachtungen gestützt wird. Auch von den lokalen Beziehungen ausgehend, läßt sich zuweilen die ästhetische Analyse mit Nutzen unternehmen; und mich dünkt, daß es der Würde der Wissenschaft keineswegs widerspricht, wenn ihre Vertreter hin und wieder aus den bescheidenen Aeußerungen des Touristen ein Motiv entlehnen, um sich bestätigen oder widerlegen zu lassen.

Mit einer unwiderleglichen Schärfe zeigt Kreyßig (Vorlesungen II., 221 ff) in der Kritik der einzel-

nen Personen des Stückes, daß Shakespeare durchaus das Gegentheil von dem gethan, was er, nach Gervinus' Unterstellung, gewollt habe. Nicht eine rohe und rauhe, sondern viel eher eine an Ueberfeinerung krankende Zeit bildet den Hintergrund dieser Tragödie. Angefressen von der Fäulniß dieser Zeit zeigen sich nach ihren besonderen Charakteren und in verschiedener Weise alle Hauptträger des Stückes: Hamlet bildet nur einen individuellen, aber er bildet keinen generellen Gegensatz zu ihr. Weit entfernt von heroischer Wildheit, ist der Oheim und König vielmehr ein feiger Mörder; Hamlets Mutter zeigt in jedem Zuge „die blasirte Uebersättigung eines üppigen Genußlebens"; und Polonius ist — „jeder Zoll an ihm" — ein Ceremonienmeister. Und nun erst Hamlet selbst! Ist es möglich den Skepticismus nicht nur moderner zu fassen, sondern auch mit moderneren Pointen zu versehen, die überall vor unsern Augen nach rechts und links einschlagen und treffen? — Und endlich die Umgebung, diese Osrick, Rosenkranz, Gyldenstern — was sind sie anders als die Kavaliere, die Shakespeare zu Dutzenden kennen konnte, jene Spitzen der Gesellschaft, welche ihre wissenschaftliche Bil-

dung von den Universitäten des Kontinents, und ihren „Chique" von Paris geholt hatten? Es ist, mit Einem Wort, die Coulisse einer glänzenden Hofhaltung, welche Shakespeare für sein Stück gebrauchte, und da es, in dem Augenblick wo Shakespeare schrieb, vielleicht keine glänzendere Hofhaltung gab, als die zu Helsingör, so war es ganz natürlich, daß er dorthin den Schauplatz seines „Hamlet, Prinz von Dänemark" verlegte.

In Dänemark herrschte damals (seit 1588) Christian IV., einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit. Durch Glück im Kriege hatte sein Vater, Friedrich II., der Krone einen Glanz gegeben, welchen der Sohn durch Weisheit im Frieden dauerhaft zu machen trachtete. Jener hatte dem Lande neue Quellen des Wohlstands geöffnet, welche dieser ausbeutete, um es mit den Schöpfungen der Kunst, der Gelehrsamkeit und Industrie zu schmücken. Friedrich erbaute die Festung am Sund, Kronenborg, jenen Schlüssel der Ostsee, das Zollhaus am Meere, welchem, bis zur Aufhebung des Sundzolls im Jahre 1858, die Fahrzeuge aller Nationen tributpflichtig waren; Christian, zur Erinnerung an den Vater, erbaute Frederiksborg, jenen Zauber-

palast von wundersamer Pracht und großartiger Schönheit — jenes Schloß „wegen seiner Kostbarkeit mehr als königlich", welches im Jahre 1859 vollständig ausbrannte, dem heutigen Beschauer Nichts zurücklassend, als die Herrlichkeit der Façade (edelste Renaissance) und den byzantinischen Reichthum der Schloßkirche — „der Predigtstuhl, die Taufe und Orgel Alles von lauter reinem Silber gemacht und vergoldet." („Der getreue Antiquarius", 1708.) Wie fern ist die Zeit, wo man sagte, daß Rom und Dänemark sich in die Herrschaft der Welt getheilt; aber die Spuren davon sind noch vorhanden. Die politische Größe Dänemarks ist auf ein geringes Maß beschränkt worden; aber die Verfassung und Rechtspflege blühen in diesem Lande, ein starker, opferfreudiger Patriotismus umfaßt den Rest, Glück und Zufriedenheit sind überall, und immer werden die Dänen mit Ehrfurcht und Dankbarkeit auf die beiden Könige zurücksehen, welche den Inseln die schönen Schlösser, die schönen Parks und dem Gemeinwesen die Grundlagen der Freiheit und Vaterlandsliebe gaben. „Ich wollte keinen Stein an demselben Gebäude leiden, wenn ich wissen sollte, daß meine

Unterthanen solchen bezahlet hätten", sagte Friedrich, als er den Grundstein zum Schlosse Kronenborg legte. Das Kriegsglück und der Ruhm des Einen vereinigte sich mit dem Geist und den hohen Herrschertugenden des Andern, um die Periode, während welcher sie regierten, zu einer der glorreichsten für Dänemark zu machen; und die Erinnerung an Beide wirft ihren hellsten Glanz auf Helsingör und Helsingörs Schloß, in welchem sie nacheinander Hof hielten.

Die Pracht dieser Hofhaltung war das Staunen der damaligen Welt. Man pilgerte im sechszehnten Jahrhundert nach Helsingör, wie man im siebzehnten nach Versailles pilgerte. Das mit allem Luxus und aller Eleganz ausgestattete Leben zog die Fremden an; man war sicher, unter einem Volke, welches das Vergnügen liebte, sich selber zu erlustigen. Noch heut ist die Vergnügungssucht ein Charakterzug der Dänen, wiewohl er harmlosere Formen angenommen, als er dazumal gehabt haben muß, wo Hamlet ihn, in seiner Bitterkeit, also geißelt:

Dies schwindelköpf'ge Zechen macht verrufen
Bei andern Völkern uns in Ost und West;
Man heißt uns Säufer. [I., 4.]

Und in der That waren sowohl „Dänemarks Friedrich der Große" als sein Sohn Christian scharfe Trinker. Die Sitte des Gesundheittrinkens war damals, wie sie's noch heute in Dänemark ist: de rigueur; jeder Gast muß bei jedem Toast, welcher proponirt wird, sein Glas bis auf die Nagelprobe leeren. Wir finden in den „Briefen von James Howell", einem der intelligentesten und amusantesten englischen Touristen des 17. Jahrhunderts, welcher im Jahre 1630 den Grafen von Leicester auf dessen Gesandtschaftsreise nach Dänemark als Sekretär begleitete, ein sehr ergötzliches Beispiel dieser Art. Howell erzählt (S. 249), daß sein Herr und er zu einem Diner von König Christian IV. eingeladen wurden, welcher sein Bestes that, um den Gesandten betrunken zu machen. Sie setzten sich Morgens um 11 Uhr zu ihrem Mahl nieder und hörten nicht auf zu trinken vor dem Abend, während welcher Zeit der König 35 Gesundheiten ausbrachte — zuerst auf den Kaiser, dann auf die Kaiserin, dann auf den König von England, und so fort, bis er alle Fürsten und Fürstinnen der Christenheit der Reihe nach hatte leben lassen. Das Ende war, daß Seine Majestät in Allerhöchst Ihrem

Sessel fortgetragen wurden. Dieselbe Aufmerksamkeit wurde von zweien seiner Garden dem Gesandten angeboten, welcher glücklicherweise jedoch im Stande war, sein Gemach ohne ihre Hülfe zu erreichen.

Doch konnte der Besucher von Helsingör darauf rechnen, außer den Freuden des Bechers, und wenn diese erschöpft waren, der freundlichen Unterstützung von Kammerdienern und Garden, noch andere, würdigere Unterhaltung dort zu finden; denn die wahre Zierde des dortigen Hofes, der geistige Mittelpunkt desselben war der Mann, der, wie Goethe sagt: „sich dem ganzen Himmel gewachsen fühlte", einer der größten Forscher und Entdecker aller Zeiten: Tycho de Brahe.

Nicht weit von Helsingör, zwischen der Küste von Dänemark und Schweden, liegt eine kleine Insel, deren weißlich schimmernde Umrisse man bei heiterm Wetter von hier aus in der blauen Meeresferne entdecken kann. Diese Insel vertheidigte Friedrich mit eiserner Hand gegen Schweden, und er weigerte sich, sie England zu verkaufen: aber er schenkte sie dem großen Gelehrten und einen Jahrgehalt von 2000 Thlr. dazu. Denn die Munifizenz der Könige von Dänemark gegen die Männer der

Wissenschaft, der Literatur und Kunst ist einer der edelsten Züge in der Geschichte dieses Reiches; er datirt von früh her und dauert in vollem Maße bis auf unsere Tage, und wir Deutschen, wenn wir an Klopstock und Schiller denken, haben nicht am wenigsten Ursache, derselbend rühmend Erwähnung zu thun. Nur noch einige Reste der hochbewunderten **Uranienburg**, von deren einsamer Warte der große Astronom einundzwanzig Jahre lang in stillen Nächten dem Wandel der Sterne folgte, sind auf der Insel zu sehen; aber auf den Hügeln, in dem Grase, wo die Schafe weiden, empfing und bewirthete einst Tycho de Brahe die Könige, die Königinnen, die Herzöge, die Edelleute, die Professoren von Europa, und der Glanz seines Namens verband sich mit dem des Hofes von Helsingör, um ihn weltkundig zu machen.

Wenn daher Shakespeare innere Gründe hatte, seinen Helden der düstern Umgebung der Nordsee zu entrücken, um ihn hierher, an die lachenden Gestade der Ostsee, zu versetzen, so war es nur zu natürlich, daß er von allen Schauplätzen, die sich ihm hier boten, zuerst an die Stadt, an das Schloß und die Terrasse von Helsingör dachte.

Vielleicht trat für Englands nationalsten Dichter noch ein anderes, nationales Motiv hinzu.

Es war im Jahre 1587, als Jakob der Sechste von Schottland, und nachmals der Erste von England, der Sohn Maria Stuarts und präsumtiver Thronfolger Elisabeths — ein Jahr nachdem das schöne Haupt seiner Mutter zu Fotheringhay gefallen war — einen feierlichen Ehevertrag einging und abschloß mit Anna von Dänemark, Tochter des Königs Friedrichs II. Die Haupt- und Staatsaktionen in jener Zeit gingen höchst langsam von Statten. Diese Heirath, im Jahre 1585 proponirt und im Jahre 1587 vertragsmäßig festgesetzt, wurde nicht eher, durch Stellvertretung abgeschlossen, als am 20. August 1589. Die junge Königin machte sich demgemäß auf die Reise nach Schottland, ward aber von ungünstigen Winden an die Küste von Norwegen getrieben und schrieb ihrem harrenden Gemahl, daß sie die Fahrt nicht fortsetzen, sondern hier überwintern und erst im anderen Frühling zu ihm kommen werde. Jakob I. hatte eine Ader von Hamlet, er war eine träumerische, skeptische Natur, beschäftigte sich viel mit Grübeleien, schrieb ein Buch über Geister, ein

anderes über Hexen und fürchtete sich obendrein vor der Seekrankheit. In diesem einen Moment seines langen Lebens aber überwog das Herz oder die Neugier, wie man will; er rüstete Schiffe aus, und ohne Jemand von seiner Absicht zu sagen, segelte er in Person, begleitet von seinem Kaplan, verschiedenen Edelleuten und einem zahlreichen Gefolge nach der norwegischen Küste, um seine Braut aus der Gefangenschaft der Stürme zu befreien. Dort in dem kleinen Hafen von Sluikvig landete er am 28. Oktober und nachdem zwischen den Fjorden und Fjällen die feierliche Vermählung stattgefunden, begab er sich am 24. November mit seiner Gemahlin nach Helsingör, wo er am Hofe und namentlich in vertrautem Verkehr mit Tycho de Brahe die Wintermonate bis zum folgenden Mai verbrachte. „Kein Ereigniß in des Königs Leben scheint eine weitere Abweichung von seinem allgemeinen Charakter zu sein, als dieser plötzliche Anfall", sagt Robertson in seiner „Geschichte von Schottland" (II. 387), und die Chronisten jener Zeit, Melvil und Spottiswood, sind voll von den „Festen und Vergnügungen, an welchen im Schlosse zu Helsingör der König und die Königin einen großen Genuß fanden."

Dies war die hellste Erinnerung in Jakobs Leben, welche er bis in sein spätestes Alter hegte und pflegte; und wenn wir wissen, daß nach seiner Thronbesteigung in England (1603) der „Hamlet", wenn nicht das erste, so doch eines der ersten Stücke von Shakespeare gewesen, welches vor dem neuen Monarchen zu London gespielt ward*): ist es dann so gewagt, anzunehmen, daß der Dichter, welcher einst der Königin Elisabeth huldigte, indem er „Die lustigen Weiber von Windsor" schrieb, nun dem Nachfolger derselben etwas wie ein Kompliment machte, indem er ihn an die Romantik seiner Jugend erinnerte, an jene Brautfahrt über die winterliche See, welche in der That etwas von dem Wikingerzuge der alten, sagengefeierten Seekönige hatte?

---

*) Delius sagt: „Die erste uns bekannte Ausgabe des Hamlet hat folgendes Titelblatt: „The Tragicall Historie of Hamlet Prince of Denmarke. By William Shake-speare. As it hath beene diuerse times acted by his Highnesse seruants etc. 1603." Den Namen „Diener Seiner Hoheit" (nämlich des Königs) nahm Shakespeares Schauspielergesellschaft am 17. Mai 1603 an, nachdem dieser, als Jakob I., am 3. Mai den Thron von England bestiegen.

Vielleicht bliebe noch ein Punkt zu berücksichtigen: woher, in jener Zeit, die den Dichtern keine Reisebeschreibungen entfernter Länder bot, um die Schöpfungen ihrer Einbildungskraft zu unterstützen: woher nahm Shakespeare diese genaue Kenntniß eines Ortes, eines Landes und seiner Sitten, die — wenn man auf die bleibenden Grundzüge sieht — noch heut so viel Treffendes und Charakteristisches hat? Die Antwort liegt sehr nah und sie bestätigt im Uebrigen Alles, was wir vorhin gesagt haben; sie findet sich in Albert Cohn's trefflichem Werke: „Shakespeare in Germany" (London 1863). Es ist dort (p. XXIII) ausgeführt, daß Friedrich II. eine englische Schauspielertruppe zu Kronenborg gehalten habe, „und daß unter ihnen wenigstens zweie waren, welche in der Folge eine hervorragende Stellung auf der Londoner Bühne einnahmen, und welche nicht nur mit Shakespeare bekannt waren, sondern auf intimem Fuße mit ihm standen, und von denen einer wahrscheinlich der Erste war, welcher Shakespeares Narren vor einem englischen Publikum spielte — kein Anderer nämlich, als Thomas Pope und George Bryan." — Was natürlicher, als daß diese Beiden dem Freunde

von dem Aufenthalt in Dänemark erzählten, ihm das Schloß von Helsingör und das Leben darin schilderten, welches sie wahrscheinlich noch in seinem höchsten Glanze gesehen, im Jahre 1590, als nicht nur, wie gesagt, Jakob von Schottland mit seiner jungen Gemahlin Anna am dortigen Hofe weilte, sondern auch die Vermählung des romantischen und in der Geschichte des deutschen Theaters hochberühmten Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig mit Anna's Schwester, Elisabeth, zu Kronenborg gefeiert ward?

So viel steht fest: Shakespeares Muse hat den Boden von Helsingör berührt, und er ist geweiht für alle Zeiten. Seine Gestalten, seine Verse begleiten uns; wir wandeln für beständig in einer bald süßen, bald schwermüthigen Vision, welche mit ihren magischen Lichtern das Meer, die Landschaft und unser eigenes Innenleben beglänzt —

Der Morgen, angethan mit Purpur,
Betritt den Thau des hohen Hügels dort.

Der Duft der Gärten, wenn sie unter der Mittagssonne träumen, hat etwas in sich, das an die Blumen Ophelia's erinnert, und ihre Klage scheint durch den Hain zu irren, Nachts, wenn unter einem

Regenhimmel die Bäume rauschen und der schwellende Waldbach über die steilen Ufer steigt. Wer geht in Helsingörs Gassen, ohne Hamlet zu sehen — nicht den eisenbeschlagenen Jütländer mit pechschwarzem Vollbart, wie er zu Kronenborg portraitirt ist in dem interessanten Moment seiner zweiten Vermählung mit einer schottischen Königin, auch nicht den Bühnen-Hamlet in seidenen Strümpfen und spanischem Mantel, nicht einmal ganz Shakespeares Hamlet, der „fett und kurz von Athem" — nein, unsren eignen Hamlet, wie wir ihn uns gedacht, wie wir ihn uns geträumt — einen körperlosen Hamlet. Ein Schatten geht er um in den unterirdischen Gewölben, den düstern Kasematten, den weiten Höfen, den öden Korridoren von Kronenborg; er führt uns die finstern, kühlen Steintreppen hinan — ein Modergeruch weht aus den langen, einsamen Gemächern — dort, hinter der hängenden Tapete verbarg sich Polonius, dort auf jenem Schemel kniete der König, als er vergeblich zu beten versuchte, dort in dem Königssaal, in dessen venetianischen Gläsern sich, gleich dem Spiel im Spiel, unabsehbar eine Reihe visionärer Zimmer öffnet, Wohnungen für Geister — und dort über dem Meere dämmert

das Vorgebirge, vor welchem Horatio den Freund gewarnt:

Wie, wenn es hin zur Fluth Euch lockt, mein Prinz,
Vielleicht zum grausen Wipfel jenes Felsen,
Der in die See nickt über seinem Fuß?

Dort, wo das Kattegat sich in den Oeresund ergießt, stemmt ihm dieser Felsen trotzig seinen Fuß entgegen: es ist Odins Höi. Wenn der Nordwind weht, dann strömt die See von dort mit furchtbarer Heftigkeit in die enge Straße, welche beide Meere, den germanischen Ocean und das baltische Meer verbindet. Dann ist die tiefe Wassermasse, die hier sich in die engen Ufer zwängen muß, in entsetzlichem Aufruhr, tobt gegen die Küste, wirft die Wogen häuserhoch und zerbricht wie Nußschalen die Schiffe, die sich darauf befinden. Dann steht der Wanderer hier oben in Regen und Sturm, zwischen dem Nebel, der den Horizont verhüllt, und dem gährenden Element, das er hört, aber nicht sieht — und wie Horatio sagt:

Der Ort an sich bringt Grillen und Verzweiflung
Auch ohne weitern Grund in jedes Hirn,
Der so viel Klafter niederschaut zur See,
Und hört sie unten brüllen.

Aber heute würde Horatio dem Freunde lächeln! Die See ist still und sonnig; der Frieden und die sanfte Schönheit eines Herbstnachmittags liegt über der Landschaft. Der Horizont ist weit; zur Linken, unter dem klaren Abendhimmel schimmert uferlos die ferne See, die gegen Norden fließt, und uns zur Rechten öffnet sich, blau, glänzend, in einem majestätischen Bogen der Ostseebusen. Wie schön ist dieses Bild — „Ozean, glorreiches Blatt im Buche der Natur!“ (Crabbe). Eine sanfte Gluth durchzittert Alles; jedes Segel der zahllosen Schiffe, welche den Sund bedecken, ist vom Abendroth angehaucht. Das Wasser ist wie mit tausend Rosenblättern bestreut. Hier am Ufer hin und weit ins Land hinein, über Wald und Hügel, über Wiesen, Ackerfelder, Landseen, Dörfer, Städte, Schlösser und Thürme gießt die Sonne ihr reiches Purpurlicht; und gegenüber dämmert die schwedische Küste. Ihrer ganzen Länge nach, nun hier, nun da, nun überall flammt es auf, und rollt und züngelt und glüht, wie goldene Lichtkörper — es sind Fenster ungesehener Häuser, welche der Sonnenstrahl trifft. Auf seinem Wege dorthin streift er die See mit einem breiten Licht-

gürtel und jedes Schiff, das hindurchgeht, leuchtet vom Kiel bis Mast, als ob es in Brand stünde. Der Rauch der Dampfschiffe wallt wie eine Feuersäule hinterher. Zwei oder drei gehen noch vorüber, nach Norwegen, nach England, nach Fünen — lange kann man sie verfolgen, bis sie sich in den fernen abendlichen Seen verlieren. Immer blasser werden die Farben, immer kälter — dort, durch die schwindende Lichtsphäre geht noch ein Dampfer — er geht von Helsingör nach Helsingborg. Der Weg ist kurz und er wird sein Ziel noch vor Nacht erreichen. Der letzte Blick der Sonne trifft ihn, und noch einmal, eh' ihn die Dämmerung verhüllt, leuchtet in goldenen Buchstaben über dem Räderkasten der Name: „Hamlet."

---

gürtel und jedes Schiff, das hindurchgeht, leuchtet vom Kiel bis Mast, als ob es im Brande stände. Der Rauch der Dampfschiffe wallt wie eine Feuersäule hinterher. Rund herum gehen nach Norden, nach Flensburg, nach Apenrade, nach Fühnen — lange kann man sie verfolgen, bis sie sich in den fernen abendlichen Schatten verlieren. Immer schöner werden die Farben, immer tiefer — der Purpur, die schimmernde Lichtfarbe geht in ein Dunkler — über geht in Violett und Dunkelgrau. Der Weg ist kurz und er wird sein Ziel noch zur Nacht erreichen. Der letzte Blick der Sonne trifft ihn, und noch einmal, eh' ihn die Dämmerung verhüllt, leuchtet in goldenen Buchstaben über dem Räderkasten der Name: „Hamlet.“

Zweite Woche.

Badeleben in Marienlyst.

Von allen Plätzen in Marienlyst hatte ich einen Lieblingsplatz: unter einer mächtigen Buche, am Rande jener weiten Wiese, welche wie ein schöner Teppich zwischen dem Meer und dem Wald ausgespannt liegt. Es ist wahr, daß auf diesem Teppich nur Esel und Kühe, sowie Morgens und Abends, in regelmäßiger Wiederkehr, die Milchmädchen wandelten: aber dafür legte diese Gesellschaft auch um so weniger Rücksichten auf. Toilette war außer Frage: Gêne gab es nicht. Ein äußerstes Band der Natürlichkeit vereinte die Eingebornen und die Fremden. Auf einer Bank, unter jener Buche, habe ich halbe Tage lang gesessen, geruht, gelesen, geschlafen, geträumt — durch Nichts

gestört, nicht einmal durch die Fliegen. „Major post otia virtus“; und in der That, einen besseren Ruheplatz als diesen giebt es nicht. Wenn überall Sonne war, so war hier Schatten: nur jene Goldfunken fielen durch den hochgewölbten Wipfel, die mit jedem Windeshauch sich bewegend, über Stamm und Erdreich hüpfend, beständig Form und Farbe wechselten. In der tiefsten Stille herrscht das regste Leben; man bemerkt die Verwandtschaft alles dessen, was da ist: der Ton, das Licht, der Athem der Natur — Alles ist in Bewegung und webt ein Zaubernetz um die Seele. Sogar der Dichter, den ich lese, wiewohl er nicht an mich dachte, da er schrieb, gehorcht diesem mächtigen Gesetz: er belebt das Bild, welches ich vor mir habe, mit seinen idealen Figuren, er beseelt es. Ich sehe den Hain Balders und seinen Tempel. Walhallas Thore öffnen sich dem Blick und ich erkenne den Vater der Götter — in blühender Schönheit erscheint mir Freya, und Aegirs Töchter „wandern auf und wandern ab“, unter der riesigen Zeitenesche murmelt der Wunderbrunnen, und mit dem Rauschen und Rieseln von Laub und Quellen mischen sich die Worte des Gesangs:

So wuchs das Paar im Gartenraum,
Und Frithjof war der stolze Baum;
Schön Ingeborg, vom Königsstamme
Erglüht' als Ros' in milder Flamme.

Eine visionäre Welt taucht über der wirklichen empor: „und in ihrer schönen und majestätischen Gegenwart", wie Emerson sagt, „fühlen wir, daß unser auswärtig Sein ein Traum und ein Schatten ist."

Ich sehe voraus, daß Alles, was ich bisher zur Empfehlung von Marienlyst angeführt habe, Tegners Verse und Emersons Philosophie, nicht im Stande sein werde, dieses Bad fashionable zu machen. Auch bin ich egoistisch genug, zu gestehen, daß dies eigentlich nicht in meiner Absicht lag. Es ist so schön, so still und einsam in Marienlyst! Aber ich fürchte, der Tag wird kommen, wo die Milchmädchen Krinolinen tragen werden (oder was dann die Stelle derselben einnehmen mag), wie die rothröckigen Frauen von Helgoland und die Fremden sich nur en grand tenu unter die Quadrupeden begeben dürfen, wie in Interlaken; wo Marienlyst selber Mode geworden und der Zielpunkt sein wird für jene „zehntausend Griechenherzen", welche in

jedem Jahre die See und ein Seebad suchen, und von welchen — nota bene! — neuntausend aus Berlin sind.

Sprechen wir nicht von dem, was sein wird. Noch ist Marienlyst ein Ort der Abgeschiedenheit, ein Platz, um auszuruhn; die schönste Villeggiatur am Meere.

Ueberall aus dem grünen Laube blicken Villen herab, mit weißen Wänden und traut umsponnenen Veranden. Man hat, wenn man hierher kommt, nicht jenes bängliche Gefühl, fremd zu sein, oder man verbannt es doch sogleich. Die wundersame Stille der Natur befreundet ja das Menschenherz so bald. Familien aus Kopenhagen haben sich hier und dort für die gute Jahreszeit angesiedelt: ein Konsul, ein Kaufmann, ein Pfarrer, ein Redacteur. Das Badehôtel liegt, auf allen Seiten von Wald und Wiese umgeben, mitten in einem wohlgepflegten Garten und blickt auf das Meer, dessen Ufer in weniger als zwei Minuten erreicht wird. Das Badehôtel ist, was man ein „Hôtel garni“ nennen würde; aus rothen Backsteinen erbaut, macht es einen guten Effect gegen das kräftige Grün der Landseite und das Blau des

Wassers. Es ist einstöckig, mit Eckthürmen und einem hohen Belvedere. Nur das Corps de logis, wie man es wohl bezeichnen darf, welches den Kern des Gebäudes bildet, hat den unvermeidlichen Lärm eines Hôtels, das Hin- und Herlaufen der — übrigens äußerst civilen — Bedienung und das Rasseln, Schnarren und Klingeln der (electromagnetischen) Glockenzüge. Dieser Theil des Hauses ist für ab- und zureisende Fremde, welche namentlich der Sonntag in ganzen Schaaren aus Kopenhagen herbeizuführen pflegt. Familien, welche sich hier auf längere Zeit einzurichten gedenken, bewohnen die Außen-Pavillons, welche in der That kleine, allerliebste Häuser für sich bilden. Sie bestehen aus einem Salon und zwei oder drei Kabinets, und ihr Preis ist zwischen 15 und 25 Thalern die Woche. Viereckige Höfe im Alhambrastyl, mit byzantinischen Bögen und Fenstern, mit Rasen, Blumen und Springbrunnen (die jedoch nur selten „gehen"), verbinden, oder vielmehr trennen diese Häuschen von einander und dem Mittelgebäude. Die vollständigste Ruhe herrscht hier sowohl bei Tag als bei Nacht, und wenn nicht so entsetzlich viele Fliegen darin wären, so könnte man sie für kleine

Paradiese halten. Der Komfort läßt hier und da mancherlei zu wünschen, doch fehlt es nicht an schwedischen Schaukelstühlen, und die Behandlung der Fremden ist in jedem Betracht musterhaft. Die Rechnungen pflegen lang zu sein (da man nur alle Woche einmal zahlt), aber sie sind durchaus raisonnabel. Vor jedem der kleinen Pavillons ist eine Veranda, von welcher eine Treppe hinab auf den Rasen führt. Sauber gehaltene Kieswege schlängeln sich durch Blumenbeete. Ruhesitze finden sich unter Tannenlauben und auf freier Fläche. Man ist hier beständig zwischen Wald und Meer, athmet die köstliche Luft und hört das Rauschen von beiden.

Die Aussicht ist entzückend. Giebt es einen kräftigeren Gegensatz, als zwischen dem Grün dieser Ufer und dem dunklen Blau des Sundes? Wahrlich die Seele schwelgt in diesem Reichthum und Luxus ihrer liebsten Farben. Und oft, wenn die wandernde Mittagssonne darauf scheint, taucht, wie eine Fata Morgana aus den Wellen und nnter goldenen Wolkengebäuden, die schwedische Küste herauf. Obwohl kaum eine Seemeile von diesem Punkte entfernt, ist sie doch unter einer

weniger vortheilhaften Beleuchtung den Augen nur wie ein grauer Strich und bei Nebel gar nicht sichtbar. Zuweilen aber, wenn die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit darüber steht, erscheinen dort auf sanften Hügelrücken einsame weiße Häuser, Thürme, Thalstreifen mit Ackergrund, Dörfer, Schlösser, Ortschaften, Städte — ein ganz neues Bild, eine ganz neue Welt.

Die Wasserstraße zwischen beiden Ufern ist immer bevölkert, bei bestimmten Windrichtungen aber mit weißen und rothen Segeln ganz besäet. Wenn nämlich konträrer Wind weht, so müssen die Schiffe, welche aus den nördlichen Meeren in den Sund einlaufen wollen, bei der Einfahrt in denselben, etwa zwei Stunden über Marienlyst, bei Hornbaek und Hellebaek, Anker werfen und dann versammelt sich dort oft in wenigen Tagen eine Flotille von mehreren hundert großen und kleinen Fahrzeugen, welche, sobald der Wind nach Norden umschlägt, mit vollen Segeln, Schiff an Schiff, vorbeigehen. Dann wimmelt das ganze Wasser bis hinab nach Kopenhagen von Schiffen; und des Nachts, wenn sie alle die Lichter am

Mast und Bugspriet haben, sieht es aus wie eine wandernde Stadt auf dem Meere.

Der Nordwind ist es auch, welcher die guten Bäder nach Marienlyst bringt. Wenn immer Nordwind wehte, so würde Marienlyst ein Nordseebad sein, etwas schwächer vielleicht als Helgoland und Sylt, aber gut genug, wenn man die Lage in Anschlag bringt. Dann „kommt die Nordsee herein", wie man es hier nennt; oder wie man richtiger sagen würde: die Strömung des Kattegats, welches, wie man weiß, die Verbindung zwischen der Nord- und Ostsee bildet. Man hat hier also, im besten Falle, immer nur ein Nordseebad aus zweiter Hand. Zum Glück jedoch für die übrigen Schönheiten Marienlyst's weht hier der Wind aus den drei mildern Himmelsgegenden mindestens ebenso oft, wenn nicht verhältnißmäßig öfter; und darum ist das Bad von Marienlyst ein sehr gesundes Bad in der That, etwas reiner, klarer und kälter vielleicht als in der Nähe von Kopenhagen, aber nicht viel bewegter als dort. Man wird daher die stolze Redensart, die man in den Handbüchern findet: daß Marienlyst zugleich den Charakter eines Ostsee-

und eines Nordseebades habe, der Wahrheit gemäß wohl ein Weniges reduciren müssen.

Ist es denn aber für die Gesundheit so unbedingt nothwendig, daß man Wellen habe? Früher habe ich es geglaubt; aber Marienlyst hat mich fast davon überzeugt, daß ein völliges Ausruhen der Seele, jene „tempestiva quies“, von der Statius redet, daß die Heiterkeit der Eindrücke, die Annehmlichkeit des Lebens, die Landschaft, der Wald und der Blumenduft auch etwas werth seien.

Unsere Gesellschaft bestand aus drei oder vier Familien aus Hamburg und Lübeck, einigen Dänen, einigen Schweden und einigen Engländern; die „Stadt der Intelligenz" war während unsrer Anwesenheit nicht weiter vertreten. Ein angenehmer und vertraulicher Ton machte sich bald unter den Bewohnern dieser kleinen Kolonie geltend. Jeder kannte Jeden, man theilte einander die Neuigkeiten mit, man plauderte und speiste zusammen. Das Frühstück pflegte man auf dem Altan einzunehmen, von welchem man einen höchst malerischen Rundblick auf das Meer und die Küsten hatte. Links sah man bis Odin's Höi, rechts bis Kronenborg, man hörte den Schlag der Raddampfer und das

Rauschen der Monitors. Linienschiffe und Dreimaster gingen vor den Frühstückstischen hin und her. Der Donner der Geschütze von Kronenborg machte zuweilen unsere Kaffeetassen klingeln. Denn wenn die Kriegsschiffe fremder Nationen unter den Mauern dieser Seefestung vorüberfuhren, so grüßten sie und wurden von den Kanonen wieder begrüßt, und es war immer unser Vergnügen, zu errathen und festzustellen, welche Flagge es sei, die aus dem dichten Pulverrauch hervorging, der dann die Meerenge zwischen Helsingör und Helsingborg füllte.

Das Diner ward im „Schlosse" eingenommen. Man ging dorthin durch den schönsten Garten, am Bergesabhang, und von Buchen überwölbt; der Weg führte der ganzen Länge nach durch zwei große Lavendelbeete, welche zumal in den Mittagsstunden wundersam süß und stark dufteten. Aber da waren auch Früchte aller Art, Trauben und Beeren in reichster Fülle; und da waren obendrein „Vergißmeinnicht, Rosmarin und Fenchel", wie in Opheliens Garten. Und wie hätte das auch anders sein können? Liegt doch hoch und düster darüber „Hamlet's Grab". Den Raum zwischen beiden füllt der herrliche Park, welcher das Schloß von

Marienlyst umgiebt. Hier ist Alles Roccoco und voriges Jahrhundert: von den geschnörkelten Bänken im Garten angefangen, bis zu den Treppen, Thüren und Gittern im Innern des Schlosses. Es war ein königliches Schloß und heißt Marienlyst (deutsch: Marienlust), nach der Königin Wittwe Juliane Marie, jener bösen Stiefmutter, welche in der Tragödie von Struensee eine so verhängnißvolle Rolle gespielt und welche von hier aus sich an den Qualen ihres Opfers, der beklagenswerthen, in der Veste Kronenborg schmachtenden Karoline Mathilde weiden konnte. Nach mannigfachen Wandlungen und Wanderungen ist das Schloß in das Eigenthum der Kommune Helsingör übergegangen, welche es dermalen zu gastlichen Zwecken benutzt. Für Alles, was sich im Badeleben von Marienlyst auf Verpflegung und Vergnügen bezieht, ist dieses Schloß der Ort. Hier ist die Küche, und zwar zur ebenen Erde in einem Raum von fürstlicher Beschaffenheit. Die Treppen, die Korridore, die Marmormosaiken des Fußbodens und das reiche Getäfel der Wände zeugen von hoher Pracht. Man speist in einem weißen Saal mit vergoldeten Plafonds, venetianischen Wandspiegeln und feinen Ma-

lereien auf Glas und Porzellan. Der Zauber einer reichen und luxuriösen Vergangenheit verbindet sich überall mit dem Zauber der lieblichsten Natur, die mit grünen Laubkronen in die Fenster nickt und die blaue Spiegelung ihres Wassers in dem Hintergrund ausgebreitet hat. Man sitzt auf alten, unbequemen, prächtigen Stühlen aus Weiß und Gold und Roth an eben so alten und eben so unbequemen Tischen: aber man wird ganz im Geiste der neuen Zeit bedient und trinkt zu den köstlichen Fischen, welche diese See liefert, den besten Rheinwein. Derweilen wartet unten, bei der uralten Riesenbuche, die Musik mit den Neuigkeiten aus der „Afrikanerin" und den „schönen Weibern von Georgien", hin und wieder auch mit einer dänischen oder schwedischen Nationalmelodie auf, und an jedem Freitag Abend ist Ball in einer aus Tannenholz aufgezimmerten Baracke, welche einen Theil von Hamlet's Terrasse bedeckt. Der Unglückliche ist hier vor Nichts sicher, nicht einmal vor einem Bal champêtre. Und während unten im Park die Feuerräder und Raketen rollen und knattern, sind es diesmal die feierlichen Klänge von „le roi Barbu qui s'avance, bu qui s'avance" aus der

„schönen Helena", welche lustig im Françaisentakt um Hamlet's Grab tanzen. Das ist auch eine Manier, um die Frage von „Sein oder Nichtsein" zu beantworten, und abermals fühlen wir: „that our outward being is a dream and a shade".

Dritte Woche.

Die Magdalene von Kronenborg.

Es giebt Episoden in der Geschichte, welche vielleicht nur deshalb einen so besondern, man möchte fast sagen magischen Reiz ausüben, weil dieses geheimnißvollste, dieses räthselhafteste von allen irdischen Dingen: das Frauenherz, eine tragische Rolle darin gespielt hat. Vorgänge dieser Art bieten dem Historiker nur eine Seite dar: das, was dem Auge sichtbar, dem Ohre hörbar gewesen, was sich in den Schriften und Aussagen der Zeitgenossen findet. Darauf gründet sich ihr Urtheil. Quod non est in actis, non est in mundo. Doch bleibt ein Rest übrig, der ewig von diesem Richterspruch an das Herz der Zukunft appellirt, und dann sind es die Dichter, welche die Sache der Ver-

folgten und Verurtheilten aufnehmen und die vor einem menschlichen Tribunal schuldig Befundenen mit dem Licht ihrer eigenen Inspiration beleuchten. Wenn es auch möglich sein würde: es wäre nicht nöthig, sie von den Anklagen, die man gegen sie vorgebracht, zu reinigen; nein, mitten in ihren Irrthümern und Sünden scheinen sie um Vergebung zu flehen, und die Unbarmherzigkeit, mit der die Mitwelt diese verweigert, ist ihre Rettung bei der Nachwelt. Wie groß, wie göttlich klingt das Wort: „ihr soll viel verziehen werden, denn sie hat viel geliebet" — und jener strenggläubigen Gerechtigkeit gegenüber, wie tröstlich das Wort Plato's: daß die Poesie der lebendigen Wahrheit näher komme als die Geschichte.

So war die Geschichte Maria Stuart's, so die einer ihrer spätesten Enkelinnen, Caroline Mathilde's. Diese, die Schwester eines Königs, die Mutter eines Königs, und selber Königin, hat keinen Schiller gefunden, wie jene; doch ist ihr Schicksal oftmals zum Thema von historischen Romanen gemacht worden, und Scribe (Bertrand et Raton), Michael Beer und Laube haben es dramatisch behandelt. Wie wäre es möglich, vier

Wochen in Helsingör zusein, ohne wenigstens eine davon dem Studium dieses ergreifenden Geschichtsdramas zu widmen?

Sein letzter Akt steht vor mir. Immer und immer, wohin ich auch blicke, seh' ich dieses Schloß am Meer, dieses Kronenborg mit seinen vier Thürmen, seinen Mauern, seinen Giebeln, seinen Kanonen. Das Wasser und die Schiffe gehen unter seiner Terrasse dahin, grau und düster schaut es auf sie hernieder. Ein blauer Sommerhimmel umgiebt es; auf dem feinen Mittagsnebel erscheint es wie ein Duftgebilde, das Abendroth kleidet es in Purpur und das Mondlicht fließt golden um seinen mächtigen Bau. . . Aber doch bleibt für mich in all diesen wechselnden Scenen das Eine: der Gedanke an die unglückliche Frau.

Es war im Jahre 1767, als Caroline Mathilde, die Schwester König Georgs III. von England, die Gemahlin Christians VII. wurde, welcher das Jahr vorher den Thron des heiligen Waldemar bestiegen hatte. Der berühmte Hofmaler, Sir Joshua Reynolds, hatte den Auftrag erhalten, ihr Portrait zu verfertigen. „Es war eine schwere Arbeit", pflegte er nachmals zu sagen, „denn die

Prinzessin war während der Sitzungen fast immer in Thränen" (Mahon, Hist. of Engl. VI. 340). Sie war 17 Jahre alt, als sie nach Dänemark kam, und ihr Gemahl 18. Bei Weitem noch nicht vollständig entwickelt, war sie damals beinahe noch ein Kind. Aber das Blut der Welfen war in ihr, zum Guten, wie zum Bösen. Die Hand eines starken Mannes hätte vielleicht ein Ideal aus diesem Weibe gemacht, welches eine leidenschaftliche Seele, einen hochfliegenden Geist und Gemüth genug besaß, um nicht nur heftig, sondern auch dauernd zu lieben. „Sie würde wahrscheinlich sehr glücklich geworden sein, wenn ihr Schicksal an das eines guten und ehrenwerthen Mannes geknüpft gewesen wäre", heißt es in Falckenskiolds Memoiren.

Aber Christian VII. war boshaft und liederlich, so lang er ein Jüngling, und er ward blödsinnig obendrein, als er zum Mann herangewachsen. Niemals hat eine erbärmlichere Figur auf einem Throne gesessen. In fast widernatürlicher Strenge und Abgeschiedenheit gehalten, so lange sein frommer Vater Friedrich V. lebte, überließ er sich, sobald der Tod desselben ihm mit der Krone auch die

Freiheit gegeben, zügellos seinen Lüsten, zuerst in Gesellschaft eines Kammerdieners, Namens Kirchhoff, und hierauf, nachdem der Kammerdiener in Ungnade gefallen und in gerechter Anerkennung seiner Dienste zum — Justizrath gemacht worden war, in Gesellschaft eines Grafen Holck. An seiner Gemahlin fand der König wenig Gefallen. Obwohl groß und gut gebaut, mit regelmäßigen Zügen und jenem unvergleichlichen je ne sais quoi, das die Töchter Albions zu den reizendsten Frauen der Welt macht, hatte doch ihre Anmuth und Schönheit noch das Kindliche, Keusche, Werdende, das den jungen Roué mehr abstieß, als anzog. Er bekümmerte sich daher wenig um die Königin und verbrachte seine Zeit auf eine Weise, die seinen Launen besser zusagte, wiewohl nicht zu bezweifeln ist, daß sie den Ausbruch seiner Geisteskrankheit beschleunigte, indem sie ihn physisch zerrüttete. Die Keime jener Krankheit machten sich schon sehr frühzeitig bemerklich. Aber die Feder sträubt sich, der skandalösen Dinge nur andeutend Erwähnung zu thun, von welchen die Memoiren jener Zeit bis zum Ekel wimmeln. Ein solches Gefühl moralischen Widerwillens bemächtigt sich desjenigen, der

sich auf die Details einläßt, daß man oft versucht wird, die Augen vor sich selber zu schließen; doch ist es nöthig, diesen Sumpf von Verderbniß, schleichender Frömmelei und offener Gewalt kennen zu lernen, um zu begreifen, wie unsäglich die Königin, dieser einzig noble Charakter, in jener Umgebung gelitten, wie sie kämpfte, wie sie fiel, und in ihrem Fall noch unsre schmerzlichste Sympathie verdient.

Das Leben am Hofe von Christiansborg war ganz so verrottet, wie das Leben an den meisten Höfen des vorigen Jahrhunderts; und der Zustand des dänischen Volkes nicht weniger beklagenswerth, als der des französischen unter Ludwig XV. Oben Glanz und Verschwendung, unten Elend und Verkommenheit. Der Absolutismus hatte seinen versöhnenden Zug des Gemüthlichen und Patriarchalischen verloren, den er z. B. noch unter Friedrich II. und Christian IV. gehabt, und drückte nunmehr, in Form einer ungeheuren Schuldenlast, am meisten gerade auf denjenigen, den er ehedem am meisten geschont: auf den geringen Mann. Diese traurigen Uebergangsstadien von den absterbenden Institutionen des Mittelalters zu den Verfassungskämpfen

einer neuen Zeit, von der Fürstenwillkür, die im „L'état c'est moi" gipfelte, bis zu der Anerkenntniß und Verbriefung der Volksrechte, hat jeder europäische Staat durchzumachen gehabt; aber nirgends, selbst nicht in Versailles, trat die Unmoral zugleich so nackt und so brutal auf, als hier in Christiansborg, wo der König ein Idiot war. Und an diesen Hof kam die englische Fürstentochter. Erfüllt von den hohen Gedanken der Verantwortlichkeit, wie sie selbst in Englands schlimmster Zeit, nicht einmal von einem Ministerium North verläugnet worden, und hervorgegangen aus der strengen, aber innigen Familiendisciplin, welche am Hof ihrer Mutter, der verwittweten Prinzessin von Wales, geherrscht hatte, stand sie hier nun plötzlich ganz vereinsamt, in einem fremden Land, unter einem fremden Volk — schaudernd, an einem Rand von Sittenlosigkeit und Erbärmlichkeit, mit einem Gemahl, welcher unter ihren eigenen Augen wiederholentlich zum Gelächter des Straßenpöbels von Kopenhagen geworden, und einer Stiefmutter, welche für den einzigen Sohn, Prinz Friedrich, nach der Krone trachtete. Diese, die Königin-Wittwe Juliane Marie, zweite Gemahlin von Christian's VII. Vater,

„eine böse Frau aus dem Wolfenbüttler Geschlecht" (Schlosser), war von Anfang an, aus der natürlichen Abneigung, welche die Niedrigkeit gegen die Hoheit hegt, eingenommen gegen Caroline Mathilde, obwohl sie doppelt mit ihr verwandt war, und die Geburt eines Kronprinzen, die ihre herrschsüchtigen Hoffnungen vereitelte, that natürlich nichts, um ihren Haß gegen die Königin zu vermindern. Wohl darf daher ihr Dichter die Heldin seines Stücks aus tiefster Seele seufzen lassen:

„Ich klage
Den Himmel an, der von dem treuen Boden
Des Vaterlands auf diese Insel mich
Verstoßen ohne Rath und ohne Freund."
(Michael Beer's Struensee.)

Doch sollte dieser Rath und dieser Freund zu ihrem Unglück ihr werden; es war der eigene Gemahl, der denselben ihr zuführte.

Auf der Reise des Königs nach London und Paris, welche fast ein Jahr währte und den letzten Rest von Gesundheit und Vernunft in ihm zerstörte, befand sich unter seiner ärztlichen Begleitung der Stadtphysikus Struensee von Altona, Sohn eines der angesehensten Geistlichen in den

Herzogthümern. Unterwegs hatte der schlaue Doktor es verstanden, sich dem König unentbehrlich zu machen, obwohl seine Stellung nicht viel besser war, als die eines Kammerdieners. Bemerkt nur von Wenigen und beachtet von Niemandem, verfolgte er sein Ziel, und als der König im Januar 1769 heimkehrte, da nahm dieser ihn mit sich nach Kopenhagen. Kaum ein Jahr später, und Struensee sollte den König und den dänischen Staat unbeschränkt regieren!

Der vorherrschende Zug in Struensee's Seele war der Ehrgeiz, die Herrsch- und Genußsucht; sein Charakter war von der kläglichsten Beschaffenheit, übermüthig im Glück, verzagt und würdelos im Unglück. Seine hervorragende geistige Bedeutung jedoch kann nicht bezweifelt werden, so wenig als seine vortreffliche, vielseitige Bildung. In dem Pädagogium zu Halle erzogen, hatte er doch sehr bald mit den Eindrücken des Elternhauses sowohl als der Schule gebrochen, indem er sich den Lehren der französischen Encyklopädie zuwandte und ein Anhänger von Voltaire und Rousseau ward. Auch in seiner äußeren Erscheinung war er ungewöhnlich reich ausgestattet: er war jung und von einer

männlichen Schönheit; er war hoch gewachsen, besaß die feinsten Manieren, im hohen Grade die Gabe der Konversation und übte namentlich auf das weibliche Gemüth einen unwiderstehlichen Zauber aus.

Auch die junge Königin Caroline Mathilde hatte sich im Laufe dieses Jahres überraschend verändert: ihre Formen hatten sich entwickelt, ihre Gesichtszüge hatten einen lieblich-anziehenden Ausdruck gewonnen und ihre Reize prangten in erster Frische. „Sie war die schönste Frau des Hofes", sagt Falckenskiold in seinen Memoiren.

Diese beiden Personen, die Königin und der Arzt: sie, die einzig bedeutende Frau, er, der einzig bedeutende Mann in dieser trostlosen Einöde von Christiansborg, begegneten sich; und es bedürfte nicht des Zeugnisses der Zeitgenossen, der Memoiren und der Gerichtsakten, uns zu sagen, daß sie vom ersten Anblick sich liebten. Das menschliche Herz und die Macht der Verhältnisse sind ihre stärksten Ankläger. Weshalb versuchen, sie von einer Schuld zu reinigen, welche so sehr natürlich war, daß unser eigener Friedrich der Große sagte: „L'accès que le médecin eut à la cour lui fit gagner impercep-

tiblement plus d'ascendant sur l'esprit de la reine qu'il n'étoit convenable à un homme de cette extraction". Wir können die Moral dieses Argumentes, trotzdem es von unserem großen und verehrten König herrührt, nicht recht einsehen; aber es charakterisirt die Personen, die Dinge und die Meinungen von damals. Eine Fürstin und „ein Mann von dieser Extraktion" — freilich, es war unerhört. Aber die feurige Seele Caroline Mathilde's liebte, liebte zum erstenmal, liebte wirklich — liebte mit dem vollen Bewußtsein der Schuld, liebte und kämpfte — nicht gegen ein Standesvorurtheil, sondern gegen ihre Liebe. Erst der Brand von Frederiksborg hat im Jahre 1859 eine Fensterscheibe zerstört, vielleicht die unersetzlichste von allen Kostbarkeiten dieses prächtigen Schlosses. Auf dieser Fensterscheibe standen, von der Hand Caroline Mathilde's mit einem Diamant eingegraben, die Worte: „Oh, keep me innocent, make others great!" (O bewahre mich unschuldig, mach' Andere groß.)

Wenn es in diesem tief traurigen Verhältniß einen generösen und noblen Zug giebt, so ist es die Liebe der zwanzigjährigen Königin, welche scheu,

mit dem Schuldbewußtsein beladen, doch zugleich so stark und opfermuthig sich erwies; und wenn es etwas darin giebt, was das schonungslose Verdikt der öffentlichen Meinung damals und jetzt herausforderte und rechtfertigte, so war es die Niedrigkeit der Gesinnung, mit welcher Struensee diese Liebe erwiederte und verrieth. Umsonst, daß der Einfluß der Königin ihn zum Etatsrath, zum Konferenzrath, zum Minister, zum Grafen erhob, daß sie ihm Rang und Wappen gegeben: daß das trübe und traurige Geheimniß ihrer Liebe ihn nicht ritterbürtig machte, zeigt, daß seine Seele von Grund aus unadlig gewesen.

Wir wagen nicht, mit dem Schmutz der Memoiren diese Blätter zu beflecken. Was liegt auch daran zu erfahren, ob das Geständniß dieser Liebe den glücklichen Sieger berauscht habe, auf einem Ball, von Blumen umduftet, von Kerzen umstrahlt, im Wirbelwind eines Walzers; oder im traulichen Boudoir der Königin, als nach der Lektüre eines ergreifenden Kapitels dem Kühnen das Buch entsank, und das liebende Weib dem Sturm der Leidenschaft erlag, wie Francesca da Rimini?

Der Zeitraum von 1770—1772 bezeichnet die

Jahre von Struensee's Allmacht. Ihm ward eine Wohnung im königlichen Schlosse angewiesen und nur eine Thür trennte seine Gemächer von denen der Königin. Indem er das Herz Caroline Mathilde's und die Namensunterschrift Christians VII. besaß, war er in diesen Jahren der wahre Souverän von Dänemark. Es ist schwer, gerecht zu sein gegen einen Mann von so komplizirter Erscheinung, und wiederum würden wir es uns sehr zum Vorwurf machen, ungerecht gegen ihn zu sein, nachdem wir ihn der schwersten Fehler des Herzens und Charakters geziehen haben. War es die jugendliche Begeisterung der in den Grundsätzen englischer Freiheit erzogenen Königin, die ihn hinriß; oder entzündete sich ihre Seele vielmehr an der genialen Kühnheit, die ihn über alle Schranken hinaus weit und immer weiter trug? Die beiden Jahre seiner Herrschaft werden für den Psychologen ein Räthsel, für den Politiker ein Staunen sein: er that in ihnen das Werk von Jahrhunderten. Er gab diesem Lande Dänemark, achtzehn Jahre vor der Revolution Alles, was in jenen denkwürdigen Sitzungen von Versailles die Deputirten des dritten Standes für das Volk verlangten. Ja, er gab mehr; man

könnte glauben in seinen Dekreten, um zwanzig Jahre zu früh, die Stimmen Sièyes' und Mirabeau's zu hören. Er hob — der Erste in Europa und von Voltaire in einer Epistel gefeiert*) — die Censur auf und gab Preßfreiheit; er erließ ein Toleranzedikt; er reformirte die Finanzen und vereinfachte die Verwaltung; er emanzipirte die Bauern und verlieh den Städten das Recht des Selfgovernment; er sprach die Gleichheit vor dem Gesetz aus und milderte den Strafcodex; er proklamirte den Freihandel, verbesserte das Armen- und Medizinalwesen, kurz kein Gebiet des öffentlichen Lebens blieb von seinen großen und tiefgreifenden Aenderungen unberührt. In kaum zwei Jahren räumte er auf mit dem ganzen leblosen Wust des Mittelalters, um an dessen Stelle zu setzen den neuen Staat, den die französischen Philosophen in ihren

*) Die Adresse dieser Epistel lautet: „Au Roi de Danemarck, Christian VII., sur la liberté de la presse, accordée dans tous ses états. Janvier 1771." Sie findet sich in der Didot'schen Ausgabe der „Contes, Satires" ꝛc. (Paris, 1863) auf p. 320, und man liest in ihr die Zeile: „Tu rends ses droits à l'homme, et tu permets, qu'on pense".

Schriften geträumt hatten. Freilich zerfiel dieses glänzende Gebäude, welches wie Jonah's Kürbislaube über Nacht erwachsen war, eben so rasch wieder in Trümmer. Doch hat Struensee sein Werk nicht ganz umsonst gethan. Er war der Erste, der die Axt hob gegen jenes furchtbare Königsgesetz (Kong's lov) vom Jahre 1665, dieses unmoralischste Dokument, welches die Geschichte des Absolutismus kennt, welches, indem es den König über jedes Gesetz stellte, die Nation entwürdigte, die Sitten korrumpirte, und Nichts begünstigte, als das Regiment von Maitressen und Günstlingen, von Müttern oder Frauen; Schaaren von privilegirten Müßiggängern mästete, während das Volk darbte, und unausbleiblich von Zeit zu Zeit eine jener Palastrevolutionen erzeugte, als deren Opfer zuletzt Struensee selber fiel. Doch ließ sich die Bresche, die er gebrochen, nicht gänzlich mehr ausfüllen; die Ideen, die er vorzeitig ausgesprochen, sollten von ernsteren Seelen im geeigneten Moment wieder aufgenommen werden, und auf soliderer Grundlage sollten tüchtigere Hände den Bau der dänischen Freiheit und Verfassung vollenden.

Struensee war ein Gefühlsmensch mit unklaren

Inspirationen, kein Staatsmann. Ihm fehlte der Blick und das Urtheil; mitten in der Revolution, die er machte, war ihm jener große Grundsatz verborgen, durch welchen jede moderne Revolution allein hoffen darf, zu reussiren, welcher in der That den Männern von 1793 die Sympathie der Völker gewann und an deren wissentlicher Verleugnung ihr eigener Sohn, Napoleon I., zu Grunde gegangen: die Achtung vor der Nationalität! — Er verletzte das dänische Volk an seiner empfindlichsten Stelle; nicht blos, daß er die deutsche Sprache zur Sprache des Schriftenwechsels zwischen dem Kabinet und den untergeordneten Behörden machte: er erließ auch seine Reform-Edikte in dieser fremden Sprache und raubte ihnen damit, wie Schlosser mit Recht bemerkt, die einzig sichern Grundlagen jeder Revolution, „die freudige Zustimmung des Volkes und das nationale Element". Sein Sturz hat daher entfernte Aehnlichkeit mit dem Sturz Napoleons: er hatte zuletzt keine Freunde mehr. Der Adel, der von ihm gedemüthigt worden, die Geistlichkeit, der er zu freisinnig war, das Heer der Beamten, welches er beschränkt, und die Armee: sie alle, die bisherigen Bedrücker des Volkes, haßten

ihn, weil er zu ihrem Schaden dem Volk die Freiheit gegeben. Aber auch das Volk haßte nun den Deutschen in ihm.

Dieses sind die wahren Ursachen seines Sturzes: das Verhältniß zur Königin gab nur die Veranlassung, die man der Welt gegenüber auf eine schamlose Weise benutzte. Die Seele der Verschwörung, welche sich geräuschlos formirte, war die Königin-Wittwe Juliane Marie und ihr geistlicher Rath Guldberg, ein „schleichender Theologe". Die Häupter des Adels und der Armee waren leicht zu gewinnen, und im Handumdrehen war die verwegenste Palastrevolution vollbracht, von der die Geschichte weiß. Um Struensee zu stürzen, mußte zugleich die Königin fallen: und die Verschworenen standen keinen Augenblick an, sich dieses entsetzlichen Mittels zu bedienen. Es war in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1772, nach einem Maskenball, als die Verschworenen in das Zimmer des Idiotenkönigs drangen, ihn aus dem ersten Schlaf weckten und ihm jene Namensunterschrift, durch welche Struensee bis jetzt geherrscht, zu seinem Untergang entrissen: er unterzeichnete den Verhaftsbefehl gegen die Grafen Struensee und Brandt,

und schrieb folgende Zeilen für die Königin: „Comme vous n'avez vouler suivre les bons conseils, ce n'est pas ma faute, si je vous trouve obligée, de vous faire conduire à Cronenbourg.“ Demzufolge ward die Königin, mitten in der Nacht, ohne Achtung vor ihrem Rang oder Geschlecht, im Schlaf überrascht, und nur halbangekleidet von Bewaffneten fortgeführt; Bajonette versperrten ihr den Eingang zu den Gemächern des Königs, ein Wagen stand bereit, ein Offizier nahm, mit gezogenem Degen, an ihrer Seite Platz, und am andern Morgen fuhr Caroline Mathilde über die Fallbrücke und durch die düstern Thore der Festung am Meere. Sie war eine Gefangene.

Die beiden Grafen wurden mit empörender Grausamkeit behandelt. Struensee ward an Händen und Füßen mit Ketten beladen und mittelst einer eisernen Stange an die Mauer geschlossen. „Ich habe sein Gefängniß gesehen“, schreibt Wraxall, der jüngere Bruder des bekannten Diplomaten, der Reisende, welcher Kopenhagen zwei Jahre später besuchte („A northern Tour, 1774“), „und kann die Versicherung geben, daß es nicht über zehn oder zwölf Fuß im Gevierte mißt, mit einem kleinen

Bett darin und einem miserablen eisernen Ofen." Leider diente das Unglück nicht dazu, ihn größer zu machen; aus einem glänzenden Leben, welches der Befriedigung jedes Verlangens gedient hatte, so plötzlich, so unvorbereitet in die tiefe Nacht des Elends gestürzt, verlor er jegliche Fassung und ward der Spielball seiner Feinde. Mit Bedauern und Entrüstung vermißt man die letzte Spur von Adel in der Seele dieses Mannes, den man so gern hätte mit Würde sterben sehen! Gebeugt erschien er vor seinen Richtern, unter denen auch Guldberg saß. „Er zitterte am ganzen Leibe, als ihm die Fesseln vor dem ersten Verhör abgenommen und hernach wieder angelegt wurden; er weinte beim zweiten Verhör." Er bot der Welt das klägliche Schauspiel des reuigen Sünders und der Bekehrung vor dem Tode, welche von den Frommen im Lande sogleich zu erbaulichen Zwecken benutzt ward. Der junge Goethe sprach sich damals über diese „Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee" mit großer Bitterkeit in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (1772) aus. „Wir hatten gehofft", sagt er, „in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen

und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt sich ein zusammenhängendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit oder doch nur Glanz zu sehen wäre. . . Wir fanden uns aber betrogen." — In weniger als drei Wochen hatte sich der Proceß dieser Seelenzerknirschung vollzogen, und an Leib und Seele gebrochen, den Unglücklichen zum Bekenntniß reif gemacht. Wie viel lieber hätten wir ihn, den Mann aus dem Volke, den kühnen Reformer, den Freund Voltaires', den Anhänger Rousseaus stumm und stolz diese Welt verlassen sehen! Aber nein! — er klagte nicht nur sich, er klagte auch diejenige an, die ihn geliebt; er verrieth, er beschimpfte das Geheimniß seiner Königin und hatte von diesem Augenblick an — das sagen wir mit Schlosser — sein Schicksal verdient.

Niemand bedauerte ihn. Mit einem Teleskop in der Hand sah Juliane Marie vom Christiansborger Schloßthurm die Hinrichtung an; und als der Mann ihres besonderen Hasses, Struensee,

zuerst seine Hand und dann sein Haupt auf den Block legte, der noch vom Blute des Freundes triefte, da rieb sie sich freudig die Hände und rief aus: „Nun kommt der fette Mann!“

Als Wraxall Kopenhagen besuchte, da waren Struensee's Ueberreste noch immer nicht der mütterlichen Erde zurückgegeben; sein Schädel und seine Gebeine waren, auf das Rad geflochten, eine halbe Stunde vor der Stadt ausgestellt und vor allen Schaufenstern sah er Porträts desselben mit folgender Umschrift als Motto: „Mala multa Struens-se ipsum perdidit.“

Dagegen wandte sich die Sympathie der ganzen Welt sofort der unglücklichen Königin zu. Die Grausamkeiten, deren sich ihre Feinde gegen sie schuldig gemacht, dienten nur dazu, die Standhaftigkeit, mit der sie dieselben ertrug, im hellsten Licht erscheinen zu lassen. Mit gerechter Entrüstung vernahm man in England und überall, wo es civilisirte Menschen gab, wie man sie in jener Winternacht von rauhen und rohen Soldatenhänden hatte mißhandeln lassen; wie man ihre flehentliche Bitte, zum König geführt zu werden, mit vorgehaltenen Bajonetten erwiedert und wie man sie

ihrer Kinder beraubte, von denen sie Nichts behielt, als die Wachsbilder, um sie mit ihren Thränen und ihren Küssen zu bedecken. Aber sie wuchs mit ihrem Unglück. Obgleich in der Veste Kronenborg ihr Nichts gewährt ward, als ein Zimmer, eben hoch genug, um darin zu stehen, und alle Mittag eine Promenade auf den Wällen: so blieben ihr Muth und ihre Geduld doch gleich bewunderns-werth. Ihre Leutseligkeit gewann ihr die Herzen der gemeinen Verbrecher, mit denen sie das Gefängniß theilte, und der Sträflinge, von welchen sie bedient ward. Wraxall fand hier einen armen französischen Gefangenen, welcher, wegen Diebstahls verurtheilt, seine Strafhaft verbüßte. „Ah, Monsieur“, sagte er, „ich sah sie jeden Tag; ich hatte die Ehre à tourner la broche, den Spieß zu drehen für Ihrer Majestät Mittagsmahl; sie versprach sogar, sich für meine Freilassung zu verwenden — ah, sie war die liebenswürdigste Prinzeß von der Welt, la Princesse du monde la plus aimable!“ — Zu derselben Zeit lag ein englisches Kauffahrteischiff unter Kronenborg vor Anker; der Kapitän, als er von der traurigen Lage der britischen Königstochter hörte, sandte ihr, in der Be-

drängniß seines Herzens und um sie zu trösten, durch Vermittelung des englischen Konsuls in Helsingör — eine Hammelkeule und Kartoffeln, „a leg of mutton and potatoes.“ Die Königin nahm dieses Geschenk dankbar an und sandte dem wackeren Seemann eine goldene Kette zum Andenken.

Unerschütterlich blieb sie ihren Richtern gegenüber, und mit Indignation wies sie jede Zumuthung zurück, die sich auf ihr angebliches Verhältniß mit Struensee bezog. Als man ihr aber am 8. März 1772 die schmachvolle Aussage Struensee's vorlegte, da erbleichte sie, da bebte sie zurück; und erst, als man ihr sagte, daß ihr Geständniß allein im Stande sei, das Leben des Unglücklichen zu retten, da tunkte sie die Feder ein, um ihren Namen unter das Dokument zu setzen, welches sie selbst verdammte. Aber schon nach dem ersten Buchstaben entsank ihr die Feder — sie ward ohnmächtig und diesen Zustand benutzte der Graf Schack-Rathlow, um die Hand der Besinnungslosen zu führen und mit derselben den Namen fertig zu schreiben. Dann verließ er das Gemach und die Gefangene von Kronenborg stürzte wie leblos zu Boden.

Als ich Kronenborg das erste Mal besuchte, war es gegen Abend. Schon herrschte Dämmerung in der Allee dichter, dunkler Kastanien, welche von der Stadt- und Landseite den Eingang zu den Zugbrücken der Veste bildet. Unter den hohen Thoren ward es finster und aus den Kasematten wehte jener kalte Hauch und Odem unterirdischer Gewölbe, die niemals von einem Strahl der Tageswärme berührt werden. Der innere Schloßhof war von Soldaten gefüllt, da der größere Theil des Schlosses gegenwärtig als Kaserne benutzt wird. Das weite Viereck, die zahllosen dunklen Fenster, die räthselhaften Ein- und Ausgänge, die großen Figuren über den Thorbögen, die Dachrinnen mit ihren fratzenhaften Ungeheuern, die Dämmerung, die vielen Menschen, die sich darin bewegten, der dumpfe Lärm ihrer Tritte auf dem Granitpflaster, und zuletzt, ganz hoch oben in einem der Thürme die rollende Kugel des Leuchtfeuers — das einzige Licht in dieser schwarzen Masse von Stein: alles dies machte einen sehr tiefen Eindruck auf mich.

Am andern Mittag kam ich wieder. Nun schien die Sonne in den Hof und auf die Dächer; die steinernen Figuren und die Thore mit goldenen

Inschriften, die langen Fenster und die reich geschmückten Mauerwerke, die Breite des Quadrangels und die Höhe der ihn einschließenden Flügel mit Altanen und Thürmen gewannen ein anderes Aussehen. Im Jahre 1580 durch Friedrich II. erbaut, zeigt dieses Schloß von außen, namentlich von der Seeseite gesehen, die Festung, vor der Jahrhunderte lang alle seefahrenden Nationen die Flagge streichen mußten, und im Innern den Palast des prachtliebenden Monarchen.

Ich besuchte zunächst die Schloßkirche, welche einen betäubend bunten Eindruck macht, da nicht nur die Mauern, die Orgel und die Kanzel, sondern auch das Wandgetäfel, die Bänke und alle Figuren mit Gold und Farben buchstäblich bedeckt sind. Hierauf bestieg ich einen von den Schloßthürmen und hatte vom Plateau herab die lieblichste Fernsicht auf ein fruchtbares Wald- und Hügel-Land, wo die Windmühlen sich drehten, wo die Ernte reifte und freundliche Häuser mit rothen Dächern aus dem sonnigen Laubgrün von allen Seiten auf das bläuliche Wasser schauten. Dann durchwanderte ich lange Korridore, schweigsame Gemächer voll wunderschöner alter Roccocomöbeln

und miserabler Gemälde, die — wie ich höre — aus dem Brand des Frederiksborger Schlosses hierher gerettet worden sind. Säle folgten dann mit wandhohen Kaminen; die Thüren waren mit Silber beschlagen, und an den Wänden hingen lebensgroße Bildnisse von Königen und Königinnen. Da sah ich unsern braven Friedrich Wilhem I. und seine stattliche Gemahlin; da sah ich auch Se. Majestät von Frankreich, Ludwig XV. und Maria Theresia's „trés chère cousine“, die Pompadour, die unserm großen Friedrich so viel zu schaffen machte und die er dann auch nachmals, in dankbarer Anerkennung, als „dritte Grazie“ (von Kupfer) auf den Schloßthurm des Neuen Palais in Potsdam stellte.

Zuletzt, ganz am Ende aller dieser Herrlichkeiten kam ich in ein enges, niedriges, achteckiges Gemach. Die vergitterten Fenster sahen gegen die hohe Mauer und in einen düsteren Hof, welcher voll Kanonenkugeln liegt. Ein paar alte Stühle, weiß mit grün, ein dreibeiniger Tisch und eine wurmstichige Kommode bilden das ganze Mobiliar dieses traurigen Zimmers, welches — bald sind es

hundert Jahre — die Leiden und Gefangenschaft der Königin Caroline Mathilde gesehen hat.

Auf Grund jenes Geständnisses, welches man ihr in diesem Zimmer auf so schmähliche Weise entrissen hatte, glaubte man die Scheidung bewirken zu können. Aber die Intervention Großbritanniens ließ es nicht so weit kommen. Nach einer Gefangenschaft von vier Monaten ward die Befreiung der Königin von Dänemark erlangt. „Sie empfing die erste Nachricht ihrer Erlösung", sagt Lord Mahon, „mit stürmischer Freude, welcher rasch ein Ausbruch bitterer Qual folgte, als man ihr sagte, daß sie sich von ihrem jüngsten Kinde, das noch ein Säugling war, trennen müsse. Mit schwerem Herzen und strömenden Augen ward sie an diesem Tage auf ein britisches Kriegsschiff geleitet; aber sie blieb auf Deck, nach dem Schloß von Kronenborg blickend — so kürzlich ihr eigenes Gefängniß und noch der Aufenthalt ihrer theuren Tochter — bis seine höchsten Zinnen aus ihren Augen verschwunden waren."

Auf Veranlassung ihres Bruders, Georg's III., ward sie auf eines seiner Schlösser nach Celle ge-

führt, etwa halben Weges zwischen der Hauptstadt Hannover und jenem Schloß von Ahlden, wo schon eine andere, schwer beschuldigte Fürstin aus dem Welfenhause geschmachtet hatte.

Obgleich wir annehmen dürfen, daß sie selber jedem solchen Versuche fern stand, so fehlte es doch nicht an einer Partei in Dänemark, welche ihre Rückkehr wünschte und an eine Kontrerevolution dachte. „Sir“, sagte ein Kopenhagener zu dem jüngern Wraxall, dem Reisenden, „wir haben gegenwärtig weder einen König, noch einen Minister; Schwachsinnigkeit mit Unordnung gemischt, charakterisirt unsere Regierung, und die Folgen sind nur zu sichtbar.“ — Die Königin-Wittwe und ihr Sohn, der Prinz Friedrich lebten in dem Palaste mit dem König und begleiteten ihn wie sein Schatten. Der Prinz war sehr unbeliebt und man nannte ihn, da er von der Natur stiefmütterlich behandelt und verwachsen war, „Richard den Dritten.“ Die Unzufriedenheit ward von England aus genährt und in geheimer Mission erschien als Agent der britischen Regierung Nathaniel Wraxall zu Kopenhagen, als Alles zur Restitution reif war.

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen:

in dem Augenblick, wo man sie zum zweiten Mal als Königin von Dänemark auf den Thron rufen wollte, traf die Nachricht von ihrem Tod ein. An gebrochenem Herzen, sagen die Einen; an einem Fieber, welches sie bei der Pflege einer kranken Dienerin sich zugezogen, sagen die Andern, war sie zu Celle, nach kaum vollendetem vierundzwanzigsten Jahre, gestorben. Darin stimmen Alle überein, daß ihr Ende voll ächter Frömmigkeit und schöner Ergebung war, wie es die letzten Jahre ihres Lebens und Leidens gewesen. Fern von jeder Frömmelei, füllten die täglichen Beschäftigungen werkthätiger Nächstenliebe, der Armen- und Krankenpflege, die Leere dieses großen und starken Herzens aus; und erst dicht vor der Pforte der Ewigkeit, als der Hauch des Todes schon über ihr Antlitz wehte, sprach sie noch einmal von dem Mann, den sie geliebt und der sie verrathen. „Niemals bis zu diesem Augenblick", berichtet ihr Seelsorger, Mr. de Roques, „hatte sie in allen meinen Unterhaltungen mit ihr diesen Namen genannt oder diese Beschuldigung erwähnt. Nun aber, nachdem ich ihr das Gebet für die Sterbenden vorgesagt, öffnete sie die Lippen und sprach: „Ich gehe, um vor

Gott zu erscheinen. Ich erkläre nun, daß ich frei von der Schuld bin, der man mich angeklagt, und daß ich meinem Gemahl niemals untreu gewesen bin.“ — Dieses waren ihre letzten Worte.

Auf dem Sterbebett auch war es, wo sie einen Brief an ihren königlichen Bruder von England geschrieben haben soll. Als vor einigen Jahren Sir F. W. Lascelles Wraxall, der Enkel jenes diplomatischen Agenten, der in der Sache Caroline Mathildens thätig gewesen, mit der Zusammenstellung und Herausgabe der in dem Nachlaß seines Großvaters vorgefundenen darauf bezüglichen Dokumente beschäftigt war, wandte sich derselbe — der leider inzwischen auch, 1865, eines zu frühen Todes in Wien verstorben ist — mit der Bitte an mich, zu erforschen, ob ein solcher Brief geschrieben und wo das Original desselben vorhanden sei? Durch den Herrn von Jenssen-Tusch in Altona, den verdienten Biographen der unglücklichen Königin, erfuhr ich hierauf, daß er allerdings von der Existenz eines solchen Briefes gehört habe, dessen Original sich im Besitz der damaligen Königin von Hannover befinde; und später theilte er mir eine Abschrift desselben mit, welche er der Vermittelung der Her-

zogin von Augustenburg verdankte. In dieser Abschrift lautet der Brief:

„Sire! ich bin unschuldig; mit zitternder Hand, auf der schon der Todesschweiß liegt, schreibe ich nieder: ich bin unschuldig. Der Gott, zu dem ich gehe, der mich schuf, der mich richtet, sei der Zeuge meiner Unschuld! Möchte er doch die Welt nach meinem Tode überzeugen, daß ich nie Tugend und Unschuld gröblich verletzt habe, und ich nie eine von denen schrecklichen Beschuldigungen verdiente, womit die Tücke heimlicher Feinde meinen Charakter beschimpft haben. Glauben Sie, Sire, einer Schwester, einer Königin, noch mehr einer Christin, die mit Schaudern und Entsetzen in jene Welt hinüberblicken würde, wenn ihr letztes Geständniß eine Lüge wäre. Ich sterbe freudig, glauben Sie mir's, denn der Unglückliche segnet den Tod. Mein Schutzgeist schwebt um mich und wird mich bald hinüberbringen, wo ich für meine Freunde und selbst für meine Feinde beten kann. Leben Sie wohl, mein königlicher Bruder, der Himmel segne Sie, meinen Gemahl, meine Kinder, England, Dänemark und die ganze Welt. — Verstatten Sie meinem Leichnam die Ruhe in den Gräbern unserer

Väter, und dann das letzte, unaussprechlich lange Lebewohl!

Ihre unglückliche
Caroline Mathilde."

An der Echtheit dieses Briefes ist mehr aus äußeren, als aus inneren Gründen gezweifelt worden. Die Königin Caroline Mathilde befand sich in der Stunde vor ihrem Tode, wie aus der Schilderung ihres Geistlichen hervorgeht, in einem Zustand äußerster Erschöpfung; sie sprach nur mit großer Anstrengung, und selbst wenn man annehmen dürfte, daß sie die physische Kraft besessen hätte, zu schreiben, so würde doch die Thatsache, daß sie wirklich geschrieben hat, schon deshalb höchst unwahrscheinlich sein, weil der Geistliche, welcher bis zu ihrem letzten Athemzug bei ihr war und jedes Wort bewahrte, das sie gesprochen, von diesem Briefe Nichts sagt. Der Zweifel wird fast zur Gewißheit durch eine im Namen des damaligen Königs von Hannover gemachte Mittheilung des Herrn von Kohlrausch (abgedruckt im „Athenaeum", September 3. 1864), aus welcher hervorgeht, daß „das Original im Besitze der Königin von Hannover" in einem gedruckten Exemplar eines „angeblich"

von der Königin Caroline Mathilde geschriebenen Briefes bestehe, von welchem man an kompetenter Stelle glaube, daß er das Werk eines ihrer Freunde in England sei, nach ihrem Tode verfaßt und dann ins Deutsche übersetzt.

Was liegt auch viel daran, die Authentizität des Buchstabens zu retten? Der Geist der Versöhnung und der Verzeihung, der sich in diesem Brief ausspricht, war sicherlich derselbe, der die Königin bis an ihr Ende hob und beseelte, und er harmonirt genau mit jeder ihrer Aeußerungen, die von ihrem Seelsorger uns überliefert worden. Wie groß und wahrhaft edel ist diese Gesinnung, gegenüber der Niedrigkeit, mit welcher Struensee die Welt verließ! Gereinigt kehrte sie zu ihrem Schöpfer zurück, und auch ohne jenes Blatt in den Händen darf Caroline Mathilde mit Ruhe den Richterspruch der Geschichte erwarten.

Vierte Woche.

Seeland und die Seeländer.

Wir verließen Berlin in einer dunklen, regnerischen Augustnacht und erreichten Dänemark am zweiten Morgen. Schon einmal, vier Jahre früher, bin ich in diesem Lande gewesen. Aber welch ein Unterschied zwischen heut und damals! Ein französischer Gelehrter, M. de Flaux, warmer Freund Dänemarks und unparteiischer in seinem Urtheil, als ein Deutscher natürlicherweise sein konnte, studirte zu der Zeit meines ersten Aufenthalts das Land und seine Bewohner. Er sah, gleich mir, dieses Volk „mit einem festen Schritt vorwärts zur Freiheit marschiren"; aber er sah es auch „umgeben von Gefahren, welche seine Existenz bedrohen", und „aus welchen, von einem Augenblick

zum andern, ein europäischer Krieg hervorgehen kann". (A. de Flaux, Du Danemark. Paris 1862).

Nicht der europäische Krieg, welchen der französische Schriftsteller vorausgesehen, sondern der andere, welcher den Sommer von 1866 unvergeßlich machen wird, war beendet, als wir Berlin in der Augustnacht verließen. Der Deutsche durfte hoffen, ein andres Dänemark zu sehen, als damals, im Sommer 1862.

Wir nahmen unsern Weg über Lübeck. Die Nachmittagssonne, nachdem sich der Himmel gegen Abend geklärt hatte, beleuchtete das Städtchen, welches unter Bäumen am Hügel liegt und die malerischen Giebelhäuser längs der Trave. Die lange Reihe der alterthümlichen Gebäude, der Quai, belebt von Menschen und Wagen, der Hafen und die Schiffe, welche hier, unmittelbar an der Straße, zwischen Wald und Hügel ankern: das zusammen giebt ein gar anmuthiges Bild, welches der Reisende mit Bedauern entschwinden sieht, indem sich der Dampfer langsam aus der Mitte der ihn umgebenden Fahrzeuge löst und das schmale, aber tiefe Fahrwasser des Stromes gewinnt. Zwei

Stunden lang wandelt das Schiff diese Bahn, mit grünen Ufern auf beiden Seiten, mit Dörfern, die je weiter, je mehr einen amphibischen Charakter annehmen, und mit hohem Schilf, welches sich tief und melancholisch in die Fluth neigt, wenn es von der Dampfschiffswelle berührt wird. Still und reizvoll ist diese Fahrt; nur selten begegnet dem hinausfahrenden ein heimkehrendes Segel- oder Dampfschiff. Mäßige Anhöhen, Kiefernwälder begrenzen den Landblick; hier und dort wird eine Villa sichtbar, mit einem Garten, einem Kahn, der sich unter dem Schilfe schaukelt. Dann kommt Travemünde, dessen kleine, saubere Häuschen eine hübsche Straße gegen das Wasser bilden; dann kommt der Leuchtthurm, dann die See.

Die See war ruhig und unser Schiff trug uns gut hinüber. Diese Postschiffe, welche Tag für Tag regelmäßig zwischen Lübeck und Corsöer gehen, sind treffliche Fahrzeuge, mit aller Bequemlichkeit für die Reisenden. Wir verbrachten den Abend ganz behaglich in dem Salon, hatten einen guten Thee und später bequeme Lagerstätten zum Schlafen. Am anderen Morgen waren wir in Dänemark.

Es war fünf Uhr früh und die Sonne stand

klar und glänzend am blauen Himmel. Man landet in Corsöer auf Seeland, der größten und schönsten von Dänemarks Inseln. Wir hatten auf unserer Reise, während wir schliefen, Laaland und Langeland passirt, waren zwischen Fünen und Seeland hinaufgefahren, und traten nun, nach der erquicklichsten Nachtruhe, frisch und heiter, vom „Store-Belt" (Großen Belt), dem Wasser, in das nicht zwanzig Schritt davon entfernte Hotel, welches gleichfalls der „Store-Belt" heißt. Man spricht hier mit den Deutschen deutsch, wie überall in Dänemark. Die Zollwache war äußerst civil; sie gab mir diesen größten Beweis von Urbanität: sie zählte meine Cigarren nicht, sondern glaubte mir aufs Wort. Der Wirth, die Dienerschaft in diesem großmächtigen steinernen Gebäude, welches unfern der See liegt und die Reisenden immer nur kommen und weiter gehen sieht, waren sehr aufmerksam, und Alles zusammen war unser Entrée von den besten und günstigsten Vorzeichen begleitet. Nach der Nacht und dem Frühstück erquickte uns ein Morgenspaziergang am sonnigen Quai. Die reine Luft, der schöne Himmel und das blaue Meer ringsum erfüllten uns mit Lebenswonne.

Gegen sieben Uhr bestiegen wir den Zug, der gleichfalls dichtbei zur Abfahrt bereit stand, und fuhren nun in den klaren Morgen hinaus, der bald auf grüne Fluren und Ackerflächen schien, während in der Ferne immer noch das dunkelblaue Meer glänzte. Ein Wohlgefühl der Behaglichkeit und des vollständigen Ausruhens weitete die Seele: der Frieden und das Glück selber scheinen in diesem Lande zu wohnen, welches die Natur, wie kein zweites, mit ihren sanftesten Reizen geschmückt hat. So dicht an der See schon beginnt seine Fruchtbarkeit, die sich immer voller, üppiger und reicher entfaltet. An die Fluren reihen sich die Wiesen, an die Wiesen der Wald, — Beides von einem wahrhaft köstlichen Grün, so tief und luxuriös, daß sich die Seele darin baden möchte, — kleine Wasserrillen schlängeln sich durch den Boden, das helle Roth von Ziegeldächern leuchtet hier und dort und überall weht ein frischer Erd- und Waldgeruch.

Die erste bemerkenswerthe Stadt, welche die Schienenstraße berührt, ist Roeskilde; man sieht im Vorüberfahren die beiden spitzen Thürme der gothischen Kathedral-Kirche, von einem unregelmäßigen Häuserhaufen und uralten Bäumen umgeben, hin-

ter welchen gleich einem blauen Streifen das Wasser des Isse-Fjords zittert und schillert. Dieser Meeresarm zieht sich fast zehn Stunden nordwärts in pittoresken Uferlinien. Roeskilde war einst die Hauptstadt von Dänemark, aber es ist jetzt ein recht armseliger Platz, und kein Zeichen der königlichen Residenz ist ihm geblieben, außer den Gräbern der Könige. Diese Kathedrale, das Werk des 10. Jahrhunderts, aus rothen Backsteinen erbaut, ist das St. Denis, die Westminster-Abtei von Dänemark. In ihrem Dunkel ruhen die dänischen Herrscher von Harald I. bis Friedrich VI., — eine Zeit von 879 Jahren. Die Mehrzahl der alten Könige und Königinnen ist in den unterirdischen Gewölben beigesetzt, ihre Särge sind mit einem schwarzen Leichentuch bedeckt, deren Gold- und Silberstickereien in den langen Jahrhunderten ebenfalls schwarz geworden. Tiefe Nacht herrscht hier unten. Ein Mann mit einer Fackel führt den Fremden; und der Schimmer dieses einsamen Lichtes, indem es von Sarg zu Sarg wandert und einen Augenblick auf den Kronen zögert, welche jeden derselben bezeichnen, dient nur dazu, den Eindruck der Stille, in der nur selten ein mensch-

liches Herz klopft, um so fühlbarer zu machen. Die spätere Generation der Monarchen ruht in den Seitenkapellen, welche zum Theil mit werthvollen Marmordenkmalen geschmückt sind. Hier sieht man die Ruhestätte von Königin Margarethe, der Semiramis des Nordens, welche mit kraftvoller Hand zum erstenmal in der Union von Calmar die skandinavische Idee verwirklichte, — eine Idee, welche seitdem immer und immer wieder auftaucht; hier ist das Grab von Christian IV., geschmückt mit einem Kenotaph von Thorwaldsen. Hier auf dem Grabe von Dänemarks geliebtestem, und noch heut, nach drittehalbhundert Jahren in Volkes- und Liedermund unvergeßlich lebendem König, begegnet der Fremde, der Dänemark betritt, dem ersten Wahrzeichen von Dänemarks größtem Genius. Schöne Huldigung, welche die Kunst der Herrschertugend dargebracht! — Zwischen den Mausoleen sieht man eine schwarze Marmorplatte mit dem Namen „Saxo Grammaticus“. Mit dem Staub der Könige hat sich hier der Staub ihres frühesten Chronisten vermischt; das Kloster von Soroe, in welchem der Mönch lebte und schrieb, ist in eine Gelehrtenschule verwandelt worden.

Wir berührten, um Helsingör noch an diesem Tage zu erreichen, Kopenhagen nur im Fluge. — Helsingör, die Stadt, ist nicht mehr das, was sie in den Tagen gewesen, wo Dänemarks Könige in der Feste Kronenborg fröhlichen Hof gehalten; und die Aufhebung des Sundzolles im Jahre 1859 hat ihr den letzten Rest ihrer einstigen Bedeutung geraubt, die Quellen ihres bis dahin blühenden Wohlstandes untergraben. Denn um diesen, sagen wir es nur, barbarischen Rest des Mittelalters, welcher wie ein Schlagbaum die Meere sperrte und die freie Schifffahrt beschränkte, hatten sich je länger, je mehr, wie das zu gehen pflegt, alle Interessen der Stadt konzentrirt, bis der Sundzoll in der That eine Lebensfrage für Helsingör geworden. Sein Hafen war immer gefüllt von den großen Schiffen der handeltreibenden Völker und seine Wirthshäuser beherbergten die Kapitäne von aller Welt Enden. Ein immerwährender Zufluß von Fremden fand während der guten Jahreszeit statt, und das Eis, welches den Sund blockirte, hielt die Schiffe, das Schiffsvolk und die Kapitäne hier oft für einige Monate fest. Die Folge war, daß Helsingör ein Stapelplatz des Großhandels

wurde und daß hier alle jene Gewerbe florirten, welche mit der Ausrüstung und dem Bau von Schiffen in Verbindung stehen. Alle diese Vortheile hat die Ablösung des Sundzolls mit einem Schlage vernichtet. Plötzlich stockten die großen Geschäfte, die Rhederei sank auf Null, die Werften wurden leer und still, die Konsulate wurden eingezogen, die Agenten ausländischer Handelshäuser verließen die Stadt, und was den übrigen Theil der Bevölkerung anbelangt, so ist es nur zu erklärlich, daß auch sie von der allgemeinen Stagnation auf das Empfindlichste betroffen worden ist. Die kleinen Kaufleute, die Handwerker verloren ihre beste Kundschaft, indem mit den fremden Familien auch eine zahlreiche Beamtenkolonie auswanderte, viele Häuser stehen leer und die Miethspreise der bewohnten sind beträchtlich gefallen.

So wahr ist es im politischen wie im kommerziellen Leben, daß der Fortschritt und das Wohlbefinden Aller immer nur durch das Opfer der Einzelnen erkauft werden kann. Dänemark, vor allen Ländern, scheint der Welt diese Lehre der Resignation geben zu sollen. Doch muß der Beobachter gestehen, daß dieses kleine Land sich mit

Würde in die traurige Nothwendigkeit zu fügen gewußt hat, ein sicheres Zeichen moralischer Kraft. Andere Länder wuchsen und vergrößerten sich; aber Dänemark, einst ein Centralreich des Nordens, hat immer nur verloren. So hat es Schoonen, so hat es Norwegen, so hat es Schleswig und Holstein verloren. Etwas traurig Phantastisches, ein Zug von Romantik ist sowohl in der Geschichte als in der geographischen Situation dieses Inselkönigreichs; zwischen den Ländermassen von Schweden, Norwegen, Rußland und Deutschland schwimmt es auf dem Meere, seine Arme weit hinausstreckend gegen den Nordpol und den Aequator, dort das Land der Sagen-Dämmerung, des Heklas und des Geisers, hier ein paar Inselchen des westindischen Archipels emporhaltend als die letzten Zeichen seiner ehemaligen Weltherrschaft. Aber was auch Dänemark im Laufe der Jahrhunderte, der historischen Nothwendigkeit weichend, nach außen eingebüßt hat: das hat es immer im Innern reichlich einzubringen sich ernsthaft bestrebt. Jeder Verlust an Macht ward für das dänische Volk ein Gewinn an Freiheit. Sein Patriotismus, seine wahrhafte Loyalität, seine Opferfreudigkeit, seine Liebe zu

Heimath und Vaterland wuchsen in demselben Verhältniß, als dieses sich verkleinerte. Mit einer Art von wehmüthiger Innigkeit umfaßt der Däne seinen Heimathboden, er widmet ihm seine besten, edelsten Gefühle, seine Kraft, sein Leben. Das ist es vornämlich, was ihm die Sympathie, die Achtung, ja die Bewunderung aller Völker sichern muß.

Und wo giebt es ein liebenswürdigeres Volk, als dieses? ein höflicheres, ein gastfreieres? In ihnen und in ihrer Sprache liegt ein gemüthvoller Zug, und die Art z. B., wie sie „ja" sagen, hat etwas unaussprechlich Gutmüthiges. Alle diese Tugenden, welche der schwebende Hader so lange beschattete, sah ich während meines zweiten Aufenthalts in ihrem vollen Lichte strahlen, sie haben mich wahrhaft erwärmt, und ich kann nicht an Dänemark und die Dänen zurückdenken, ohne ein Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit.

Ich habe gesagt, daß Helsingör eine gegen früher sehr zurückgekommene Stadt sei, doch ist es darum nicht weniger noch immer eine sehr freundliche Stadt. Sie liegt zwischen dem Meer und den Hügeln, welche hier so schön als irgendwo bewaldet sind in Seeland, diesem Land der hohen

Bäume, des herrlichen Grüns. Die Hauptstraße von Helsingör zieht sich in nicht unbeträchtlicher Länge von Ost nach West durch die ganze Stadt; hier führt sie zum Hafen und dort mündet sie ins offene Land. Die Schifffahrt des Sundes belebt die eine Seite, die andere ist von Gärten und Landhäusern und weiten Ackerflächen umgeben. Diese Kontraste wirken sehr anziehend. Auch im Innern der Stadt scheinen sich Ackerbau und Seefahrt unaufhörlich zu begegnen. Wagen, hoch befrachtet mit dem schönen, gelben Getreide des Hügellandes hinter Helsingör schwanken durch die geräumigen Thorwege der alten Häuser, deren Grundmauern die baltische Woge netzt; und neben den aufgehäuften Frucht- und Gemüseladungen der Bauern schillert auf dem Markte in Körben und Netzen der Fang der Tiefe: Makrelen, Seezungen, Steinbutten und Häringe, in zahlloser Menge. Die Häringe sind so billig, daß man hundert für 5 Silbergroschen haben kann; sie bilden frisch, geräuchert oder gesalzen ein Hauptnahrungsmittel der Küstenbewohner von Seeland. Nicht minder groß ist die Fruchtbarkeit des Bodens, und zwischen beiden Quellen eines mäßigen Wohlstandes habe

ich die guten Leute von Helsingör, wiewohl der ehemaligen Reichthümer beraubt, im Ganzen noch behäbig und behaglich und vor allen Dingen zufrieden genug gefunden. Die Stadt hat keine Spuren besonders hohen Alters; Freund und Feind, die Schweden und die Hanseaten, besonders die Lübecker haben dafür gesorgt, seit den frühesten Jahrhunderten, diese Stadt von Zeit zu Zeit einzuäschern. Einmal ward ganz Helsingör von einer Expedition der tapferen und unternehmungslustigen Lübecker, die seitdem viel ruhigere Leute geworden, bis in den Grund und Boden zerstört. Bei der Abreise bemerkte man, daß noch ein kleines Häuflein Häuser übrig geblieben. „'s ist nicht der Mühe werth", sagte der Kapitän; „laßt den Lappen stehen." Diese Gegend der Stadt, eine Art von Vorstadt, welche von dunklen Bäumen beschattet, die Verbindung zwischen Helsingör und Marienlyst bildet, heißt noch heute „der Lappen", und viele Badegäste, denen das Hotel zu kostspielig ist, wohnen in diesen kleinen, aber reinlichen Häusern, deren Rückseite sich gegen das Meer lehnt. Andere friedlichere Spuren deutscher Sprache haben sich in den beiden alten Kirchen der Stadt erhalten. Die

reich und kunstvoll geschnitzte Altartafel der St. Olavkirche trägt die Inschrift: „Gotte zw Ehren wnd dieser Kirchen zwr Zierrath"; auf einem von den Gräbern der Marienkirche liest man: „Hir ligt begrawen der erbar und vornehme Mand Hüge Lutiens mit sine lewe dugentsame Husfraw Trine Jacobs Dochter, mit noch 3 ere Twelf Dochters Kinder sinn in Gott entschlaffen. Anno 1592." In dieser Kirche soll auch das „Düwecke" bestattet sein, jene mysteriöse Geliebte König Christians II., deren Geschichte von Marggraf und Mosenthal dramatisch behandelt worden. Das Haus, in welchem sie wohnte, ein schönes gothisches Gebäude, reich verziert mit Erkern und Giebeln, das sogenannte „Düwecken-Haus", wird in Kopenhagen, dem Schloß Christiansborg gegenüber, noch gezeigt.

Die Häuser von Helsingör haben durchweg ein sehr einfaches, landstädtisches Aussehen; die Straßen, mit Ausnahme jener einzigen „Brede Gade" (Breite Straße), sind so schmal, daß jeder Wagen, der darin fährt, die Fußgänger zu beiden Seiten auseinander treibt. Große Reinlichkeit herrscht überall und — große Neugier. Kein Fenster zu ebener Erde oder im ersten Stock ohne ein oder

zwei Spiegel, welche dem davor Sitzenden die bescheidenen Bilder der Straßen und Menschen zeigen. Das Geschäftsleben bewegt sich in engen Dimensionen, und die Ausstattung der Läden, wiewohl alle sehr schmuck und sauber erscheinen, ist doch weit von Luxus entfernt. Für den Bedarf ist gesorgt; nicht mehr. Doch obenan unter den Bedürfnissen steht die Literatur. Ich habe nacheinander in dieser kleinen Stadt die Bekanntschaft von vier Buchhändlern gemacht, höchst intelligenten und gebildeten Männern, mit welchen sich wohl ein belehrendes Gespräch über die schriftstellerischen und andern Verhältnisse des Landes führen ließ. Freilich ist dieses Land so klein! Die Buchhändler sind gezwungen, außer mit Literatur noch mit Porzellan, Parfümerien, Pfeifenköpfen und Stöcken zu handeln; dagegen habe ich auch eine ganze Anzahl von Bäckern und Drechslern gefunden, welche ihrerseits wiederum mit Literatur handeln, hauptsächlich mit Volksbüchern und Balladen. Die Thatsache ist, daß der Sinn für Literatur in Dänemark viel tiefer geht und viel weiter reicht, als bei uns. Da ist kein Haus, weder in der Stadt noch auf dem Lande, in welchem sich nicht die Dichter der

Nation vertreten fänden: man ehrt, man liebt sie, sie sind die Penaten jedes Heimwesens. Von den fremden Literaturen wird neben der englischen die deutsche zumeist geschätzt; ich habe die Kataloge der verschiedenen Leihbliotheken gemustert und gefunden, daß man hier oben in Helsingör die Bücher unserer Schriftsteller eben so gut kennt und liest, als in Deutschland selber.

Außer einer großen Liebenswürdigkeit und Güte gegen den Fremden, einem traulichen Verkehr untereinander und einer beneidenswerthen Zufriedenheit, ist die Vergnügungssucht ein Charakterzug hier wie überall in Dänemark. Unermüdlich sind diese vortrefflichen Menschen darin, Landpartien zu machen, im Park von Marienlyst Kaffee zu trinken, Musik zu hören, zu tanzen, zu lachen, zu singen, Billard zu spielen, Kegel zu schieben. Weit entfernt, ernste Sachen leicht zu nehmen — welche Nation hätte wohl in Drangsal und Elend eine allgemeinere und achtungswürdigere Opferfreudigkeit beweisen können? — haben sie das glückliche Temperament, sich in geschehene Dinge zu fügen und, wie der Engländer sagt, „das Beste daraus zu machen.“ Alltäglich, zur Nachmittagszeit, sah ich halb Helsingör mit

Weib und Kind (letztere meist noch im Perambulator) zu den Thoren hinauspilgern und die Umgegend, die Dörfer, die Wälder und Vergnügungsplätze mit ihrer natürlichen und unwiderstehlichen Lustigkeit erfüllen. Zu Fuß und zu Wagen, zu Pferd und zu Esel strömten diese Schaaren in der milden Nachmittagssonne hinaus, um erst spät heimzukehren, in der Nacht, die hier im August wärmer und heller ist, als bei uns. So habe ich denn die Männer und Frauen von Helsingör und in der That von ganz Seeland unter allen Beleuchtungen gesehen, und muß sagen, bei aller Vorliebe, die ich für sie empfinde, daß sie ein eigentlich schöner Menschenschlag nicht sind. Gesund und fröhlich sind sie, das ist wahr; aber ihnen fehlt die Anmuth und Grazie ihrer schwedischen, die Kraft und imposante Erscheinung ihrer norwegischen Stammverwandten. Ihre gemüthlichen und geistigen Eigenschaften dagegen weisen den Dänen einen hervorragenden Platz unter den skandinavischen Völkern an. Sie haben nicht die Kunst der „Etalage", das sieht man schon in den Läden ihrer großen Städte; unter einem unscheinbaren Aeußern verbergen sich oft Reichthümer und Schätze. Die

Frauen wissen keine Toilette zu machen und haben im Allgemeinen große Füße.

Die Lage von Helsingör ist über alle Beschreibung lieblich. An der Nordostspitze von Seeland gelegen, vereinigt es die Schönheiten der eigenen mit dem Blick auf die Schönheiten der schwedischen Küste. Wo man hier geht oder steht, überall leuchtet der blaue Schimmer des Meeres durch das Grün der Bäume, der Wiesen; und als Hintergrund erscheint, je nach der Farbe und Beschaffenheit der Atmosphäre, der dunkle oder lichte Küstenrand von Schoonen, zuweilen wie ein langgestrecktes Gewölk, zuweilen wie eine goldene Mirage. Ein herrlicher Buchenwald, mit dem weichsten Rasenteppich, zieht sich meilenweit über die Hügel längs des Seestrandes. Von ihm umschlossen liegen nordwärts die Fischerdörfer Hellebaek und Hornbaek, die freundlichsten, die man sehen kann, halb von Wein und Epheu, halb von Fischernetzen umsponnen, mit dem Blick auf die volle See, die hier wie ein blanker blauer Spiegel ausgedehnt liegt. Triften und Gehöfte liegen landeinwärts mitten im Walde, und klappernde Mühlen. Weite Saatflächen wechseln unaufhörlich mit malerischen

Baumgruppen und traumhaft dunklen Teichen und Seen. Der Boden ist hügelig, und tief im Thalesschooße sieht man die rothen Dächer und Thürme von Helsingör. Stundenweit, meilenweit sind die schönsten Spaziergänge im Wald und am Meere, über die Hügel und durch die Dörfer. Man ist immer allein, aber niemals einsam; denn das Land ist übersäet mit kleinen und größeren Ortschaften, und nicht mehr als hundert Schritte tragen den Wanderer aus dem Fischerdorfe mit rothröckigen Frauen, barfüßigen Kindern und Netze flickenden Männern mitten unter die behäbigen Bauern des Inlands und die wohlgenährten „Pigerne“, die den Hafer schneiden, den Weizen stapeln oder die stattliche Heerde besorgen.

Von einer besondern, fast märchenhaften Schönheit ist der Esröm-See mit den beiden Schlössern von Frederiksborg und Fredensborg an seinen beiden Endpunkten, und ganz umgeben von der stillen Pracht einer seeländischen Landschaft. Dieser See ist etwa drei Stunden von Helsingör entfernt, und eine Fahrt an seinen Ufern durch den dunklen Forst, der ihn auf der Westseite beschattet, und über den lachenden Wiesengrund, der ihn auf der

Ostseite begrenzt, führt den Reisenden abwechselnd durch Waldgegenden, deren düstere Majestät an den Urwald erinnert, durch weite Strecken, wo sich Dorf an Dorf, Gemarkung an Gemarkung schließt, und Alles zusammen durch eine der schönsten Partien des reich gesegneten Seelandes. Ein verlassenes Kloster, eine Kapelle, tief im Waldesdunkel, umträumt und umrauscht von dem Zauber der Vergangenheit; hier und da eine einsame Meierei und dicht am Wasser ein Fischerhaus; üppige Fluren, strotzende Scheuern, bunte Häuser mit hellen Fenstern, fleißige Menschen, Wohlstand und Zufriedenheit — dort in der Waldesdämmerung der poesievolle Duft eines Traumes, hier, im Sonnenschein die goldene Fülle des Lebens — und zwischen beiden auftauchend, mit den ernsten Mahnungen der Geschichte, die beiden Schlösser: das sind einige von den Bildern, welche kommen und gehen, wenn man rings um den Esröm-See fährt.

Wie köstlich war die Strecke von Frederiksborg nach Fredensborg! Wie rauschten die Föhren zu beiden Seiten des Weges, wie duftete der Wald, wie lächelte so melancholisch der See! Und nun erst der Nachmittag, der Abend im Schloßgarten

von Fredensborg — Friedensburg! — ja, hier athmete und trank die durstige Seele den Frieden in jedem Windeshauch, in jedem Blättergesäusel, Laubgeflüster, in jedem Strahl der untergehenden Sonne. Weit, hoch und einsam sind die Gänge in diesem Park. Man wandelt wie in einer Kirche, wie in einem Dom, so schlank und weiß sind die Stämme, so glorreich wölben sich die Wipfel. Und das Sonnenlicht vergoldete sie mit einer wahrhaft überirdischen Pracht, das Gold wandelte sich in Roth, in Carmoisin, in Purpur, und dann kam die Dämmerung, blau, wie dunkler Sammet, und nur der See noch glänzte gelb, wie ein Stück vom Himmel. Dann ging der Vollmond auf, und sein ruhiges Licht drang durch die Wipfel und erfüllte die laubigen Massen, die weiten Rasenplätze, die einsamen Pfade mit dem Silber und Schatten und feierlichen Schweigen der Nacht.

Es giebt von Helsingör zwei Wege nach Kopenhagen, den Seeweg und den Landweg; der erstere führt unter der malerischen Küste dahin, so dicht zuweilen, daß man die einzelnen Häuser am Strand unterscheiden könnte, und der andere durch frucht-

bare Niederungen und über sanfte Anhöhen so dicht an der See, daß dem aufmerksamen Auge kein Schiff entgeht, welches darauf segelt. Reizvoll und mannigfaltig sind beide Wege, sich der dänischen Kapitale zu nähern. Ein wunderherrlicher Park, der Thiergarten, umgiebt sie in stundenweitem und -breitem Ring von der Landseite, während die Seeseite den Blick auf einen majestätischen Golf öffnet, dessen ferne Ufer überall mit Grün und Städten bedeckt sind. Kleine, liebliche Sommerresidenzen sind im Thiergarten, entweder vereinzelt oder in Gruppen zusammen, wie in Taarbaek, Klampenborg, Charlottenlund, zierliche und geschmackvolle Villen, mit allem Komfort ausgestattet, stehen hier in immergrünen Gärten, deren Erdreich das Wasser des Meeres, frei von dem zerstörenden Salzgehalt des Sundes und der nördlichen Seen, netzt und frischt. Von den Altanen dieser Villen und ihren mit blühenden Fuchsien eingehegten Terrassen hat man die köstlichsten Rundsichten auf ein Panorama von Land und See, deren kräftige Farben und reges, aber geräuschloses Leben die Seele mit Heiterkeit und Ruhe nähren.

Der ganze Strand von Taarbaek bis Hellerup ist eine Straße von Wald und Villen; von da biegt der Weg landein und man erreicht Kopenhagen in 10 Minuten mit der Bahn, in einer halben Stunde zu Wagen.

Ich sah Kopenhagen nach einer so langen Zeit im Sonnenscheine wieder. Die stillen und die belebten Straßen dieser Stadt, die weiten Plätze und herrlichen Paläste, die Kanäle mit den Schiffen und alterthümlichen Gebäuden, die malerischen Meeresufer und der Hafen standen in voller Schönheit vor mir. Ich wanderte bekannte Wege, durch das bunte geschäftreiche Treiben der Oestergade nach dem Kongens Nytorv, einem der umfangreichsten und schweigsamsten Plätze, die ich jemals betreten, von alten Palästen umgeben, in denen Niemand mehr lebt und vor denen sogar die Schilderhäuser ausgestorben scheinen. Ich ging durch die Norgesgade, mit ihren alten Erinnerungen für mich: denn in einem Hause dieser Straße hatte ich unvergeßliche Stunden, Tage, Wochen im Verkehr mit den ausgezeichnetsten Männern gelebt, und gegenüber wohnte eine kunstsinnige Fürstin, welche durch die Ereignisse der jüngsten Zeit einer

Krone verlustig geworden. Auch dieses Palais steht nun leer und verlassen, gleich so vielen anderen in Kopenhagen. Vielleicht die schönste Straße, nach meinem Geschmacke, ist die Amaliengade mit dem Amalienplatz, einem weiten Rondel von Palästen, die in marmorner Hoheit den mit Skulpturen reich geschmückten Schloßhof umgeben. Obwohl mancher Anblick mich mit Wehmuth füllte — denn welcher Reisende sähe den Ort, wo er einmal sehr glücklich gewesen, ohne diese Empfindung wieder? — so erneuerte sich doch überall auch der Eindruck jener vornehmen Ruhe, jener geräuschlosen Behaglichkeit, welcher mir heute nicht minder als damals das Leben in Kopenhagen so beneidenswerth erscheinen ließ. Einige meiner Freunde sah ich, andere fehlten mir. Aber was kann der Fremde vermissen in Kopenhagen, so lange ihm daselbst ein solcher Tempel der Kunst und Gastfreundschaft offen steht, wie Thorwaldsen's Museum?

Thorwaldsen's Erscheinung hat für mich immer Etwas gehabt, das an einen Helden der Mythe gemahnt. Eine Art von nordischer Götterdämmerung verhüllt seine Abstammung und der Sohn Odin's selber hat ihm den Namen und den Hammer

gegeben. Er stammt aus dem Wunder- und Nebelland der germanischen Urzeit, wo sich der letzte Rest derselben unter feuerspeienden Bergen, heißen Quellen, Eis- und Schneefeldern mitten in dem einsamsten Meere erhalten hat. Sein Großvater war Pfarrer in Island. Die Familie kehrte nach Kopenhagen zurück, und Thorwaldsen's Vater ergriff das Gewerbe eines Figurenschnitzers für Schiffe. Bis zu seinem 23. Jahre arbeitete der Sohn in der Werkstatt seines Vaters; dann ging er mit einem Regierungsstipendium und auf einem dänischen Kriegsschiff nach Rom. Die Trennung ward ihm schwer; denn seine Hand und seine Arbeit waren je länger je mehr zum Unterhalt seiner bedürftigen Eltern nothwendig geworden. Fast ein ganzes Jahr dauerte die Reise; am 20. Mai 1796 verließ er die Heimath und erst am 8. März 1797 erreichte er sein Ziel. Jetzt entschwand er den Blicken der Seinigen; nur langsam und in weiten Zwischenräumen drang die Sage von seiner wachsenden Größe, seinem zunehmenden Ruhm aus dem fernen Rom und der Welt in das kleine Dänemark. Diese Transfiguration des Handwerkers in einen Bildhauer, würdig neben Phidias, Praxiteles

und Michel Angelo genannt zu werden, dazu die vielen Jahre, welche die Erinnerung an seine Person fast ausgelöscht hatten, ließen ihn nun in den Augen seiner enthusiastischen Landsleute als ein Wesen höherer Art erscheinen. Als er nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit zum erstenmale die nordische Heimath wieder besuchte, da empfing man ihn, den armen Sohn des Volkes, wie einen Fürsten; und als er in seinem 72. Jahre der ewigen Stadt für immer Lebewohl sagte, um in der Stadt seiner Jugend zu sterben, da gab man ihm den königlichen Palast Charlottenburg zur Wohnung. Wer kennt nicht diese schöne Statuette, in der er sich selber dargestellt, mit dem Meißel in der Rechten, mit dem linken Arm auf das Haupt der entschleierten Göttin gestützt, mit nackter, muthig gewölbter Brust, mit gesenktem Haupte mit langen Haaren, mit träumerischem Gesicht voll Majestät, Regelmäßigkeit und Ruhe? „Es ist der Typus der scandinavischen Seekönige, von denen die Sagen gesungen.“ (De Flaux.) So geht er an uns vorüber, und mit ihm geht seine irdische Spur verloren. Er ist niemals verheirathet gewesen. Er hatte eine Tochter. Aber die Tochter starb und

von der Mutter weiß Niemand. Nichts mehr von ihm lebt als seine Werke. Aber dies ist die Unsterblichkeit.

Er vermachte seine Sammlungen, seine Bibliothek, seine Schöpfungen, soviel davon in seinem Besitze, und die Modelle von allen der Stadt, und das Thorwaldsen-Museum (1846 vollendet) umschließt diese Schätze. Wenn man das Gebäude auf dem architektonisch so reich gegliederten Hintergrunde des Christiansborger Schlosses, und am Rande des Frederiksholmskanals erblickt, auf welchem Schiffe mit Segel und Masten immer eine bunte Staffage bilden, so macht es eigentlich einen trüben Eindruck, wie ein großes Mausoleum. Es ist eine fast zu strenge Nachahmung der griechischen oder etruskischen Grab-Architektur. Ohne Säulen, ohne Treppen ist der einzige Schmuck seiner Außenmauern eine bildliche Darstellung von Thorwaldsens Ankunft in der Heimath, nachdem er 45 Jahre in Rom gewesen, und von der Ausschiffung seiner Kunstschätze am heimischen Gestade. Diese Bilder, welche rings um die beiden Seitenwände des Museums laufen, erscheinen wie Fresken, doch sind es Mosaiken aus vielfarbigem Cement. Sie sind

familiäre Bilder für die Einwohner von Kopenhagen, sie kennen ein jedes Gesicht darauf. Diese Heimkehr auf eigenem Schiff aus der fabelhaften Ferne, so jauchzend begrüßt von der Schaar der Freunde am Rande des Meeres, hat sie nicht etwas Antikes, etwas vom Argonautenzuge, von der Heimbringung des goldenen Vließes? Der Himmel selber — so erzählt man — feierte die Ankunft Thorwaldsen's. Am Abend, da sein Schiff schon in Sicht war, brach ein solches Unwetter aus, daß er nicht landen konnte, sondern bei Helsingör warten mußte, wo nun während der ganzen Nacht ein Nordlicht von wunderbarer Pracht den Himmel färbte, und am andern Morgen, als er ans Land stieg, empfangen von dem enthusiastischen Zuruf, den wehenden Taschentüchern und geschwungenen Hüten einer zahllosen Menschenmenge, da spannte sich der herrlichste Regenbogen über ihm und seinem Schiff aus, welches die Götterwelt Griechenlands und Roms an die Küsten der nordischen Heimath trug.

Die Macht und Hoheit einer eminenten Persönlichkeit erfüllen und durchdringen den Besucher des Thorwaldsen-Museums. Mit einem Triumph-

gefühl durchwandert man diese Hallen, Schritt vor Schritt und Zoll an Zoll bedeckt mit den erhabensten, heiligsten Schöpfungen; die Seele, zu oft nur niedergedrückt von der Halbheit der meisten irdischen Bestrebungen, dem Widerspruch zwischen Wollen und Können, erhebt sich hier zu ihrer ganzen Größe, indem sie den vollständigen Sieg des Geistes über die Materie mitfeiert. Alle Zeitalter, alle Geschlechter sind erschöpft. Der heitere Griechenhimmel sendet seine lieblichsten Götter herab; die strenge, christliche Askese umgiebt uns mit ihren milden, ernsten, demuthreichen Gestalten; die berühmten Männer, die schönen Frauen, die Elite des Jahrhunderts sind da, seine Könige, seine Dichter, seine Philosophen, Goethe, Schiller, Lord Byron, Napoleon, Walter Scott, Horace Vernet; die Fürstin Bariatinska, die Marquise Firenzi. In einem der großen Säle sieht man den Löwen von Luzern, „aus dem lebendigen Alpenfels gehauen“, sagt Carlyle; in einem andern sieht man die beiden Karyatiden, welche Napoleon für die „Republik“ Warschau bestellte und welche fertig wurden, als es keine Republik und keinen Napoleon mehr gab. Man hat ihre Bestimmung dann verändert und

sie sind die Stützen des dänischen Thrones im Schlosse Christiansborg geworden. Im ersten Stock des Museums hat man Thorwaldsen's Bibliothek, seine Sammlungen von Alterthümern, von Münzen, Cameen, ägyptischen Figuren und etrurischen Vasen aufgestellt, unter den zum Theil gewaltigen Folianten leuchten Winkelmann's Werke voran. In dem letzten dieser Gemächer bewahrt man sein Mobiliar, seinen einfachen Arbeitstisch, mehrere Portraits, auch das seiner geheimnißvollen Tochter und unter einem Glasdach sein letztes, unvollendetes Werk, an welchem er noch an seinem Sterbetage gearbeitet: die Büste Luthers. Glücklicher Genius, dem es verstattet, sich selbst und die Welt so vollkommen auszubauen! Groß, schön, stark und kräftig schreitet er über die Hindernisse dahin, denen die Andern unterliegen, und aufrecht erreicht er das Ziel, in ganzer Kraft und Lebensfülle! Nur sechs Stunden vor dem Tode legt er das Werkzeug aus der Hand. Keine düstre Ahnung bedrängt ihn: er geht ins Theater und dort, wie wenn der Blitz ihn getroffen, sinkt er plötzlich um und stirbt im Arme eines Freundes, im Anblick Tausender, die ihn lieben, mitten im Glanz und

Rausch des Festes, welches nun verstummt. Im viereckigen Hofraum des Museums, in der Mitte des Gebäudes und seiner Werke ist sein einsames Grab, von Rasen bedeckt, von Epheu umschlungen. Auf der Granitplatte, die es ringsum einfaßt, liest man: „Bertel Thorvaldsen, 19. November 1770 — 24. Marts 1844.“

Thorwaldsen ist keine jener Berühmtheiten, mit denen man fertig ist, nachdem man seinen pflichtschuldigen Besuch gemacht. Er bleibt dem Fremden in Kopenhagen allgegenwärtig; wie ein großer und mächtiger Herrscher hat er jedem Ding in seinem Reich seine Spur eingedrückt und Alles scheint sich in diesem Kultus zu vereinigen, der Palast, die Hütte, die Straße, die Kirche. Aus dem Heiligthum der Kunst geht man in das Heiligthum der Religion, und auch hier ist Thorwaldsen: die Kolossalstatuen von Christus und den zwölf Aposteln in der Liebfrauenkirche sind seine gewaltigsten Schöpfungen. Der Eindruck ist unbeschreiblich: die einfachste Kirche, ohne Pomp, ohne Pracht — ihr einziger Schmuck Thorwaldsens Werke. Niemals hat die Kunst und der Glaube einen herrlicheren Triumph gefeiert. Diese stumme Gemeinde von

Heiligen, in marmorner Ruhe, empfängt den Wanderer, der sich vor ihnen so klein dünkt und doch mit einem Blick von Begeisterung und Liebe zu ihnen aufschaut, und im Schauen wächst. „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Boden, auf welchem du stehst, ist heilig.“

Nun tritt man wieder auf den Markt, und nun sieht man Thorwaldsen überall, an jedem Fenster, vor jeder Thür. Irgend eine Gruppe, eine Figur, ein Relief von Thorwaldsen in irgend einer Größe ist in jedem Hause. Ein Salon, ein Gesellschaftszimmer, ein Boudoir wäre unvollständig ohne Thorwaldsen. In jedem Frühling und Sommer kränzt man die Blumenschaalen aufs Neue, die seine Meisterhand gebildet; die Leuchter und Vasen zeigen Formen seiner Erfindung. Seine Götter oder seine Heiligen schmücken, je nach der besonderen Seelenrichtung der Bewohner, jede Wand, und keine von den anmuthigen Villen am Seestrand, deren Front, von den herrlichsten Buchen eingerahmt, zwischen Wiesen und Blumen dem Nahenden nicht Thorwaldsens „Jahreszeiten“ oder „Tag und Nacht“ entgegenhielten. Kurz, es ist nicht möglich, Kopenhagen anders als unter dem

Lichte Thorwaldsens zu sehen, und hier zum erstenmal unter einem nördlichen Himmel hat man eine Ahnung von jener beseligenden Harmonie des Lebens und der Kunst, die man mit hergebrachter Resignation der klassischen Vorzeit und dem glücklichen Süden allein zuschrieb.

Diese Wärme, dieser Enthusiasmus der Theilnahme beschränkt sich nicht auf das Gebiet der Kunst, auf welchem Thorwaldsens Schüler, Bissen und Jerichau, hochachtbare Stellen einnehmen: auch die Musik und die Literatur sind tief in das nationale Leben gedrungen und erfüllen es mit ihrem Inhalt. Wie viel wirklich große Namen hat dieses kleine Land aufzuweisen: Niels W. Gade, Oehlenschläger, Heiberg, Henrick Hertz, Carsten Hauch, Hans Christian Andersen, Oersted. Dieses sind die Namen, welche die Welt kennt; und diesen gesellt sich noch manch einer hinzu, welcher dem dänischen Volk nicht weniger theuer ist. Es hängt an ihnen mit einer Liebe, die nicht größer sein könnte, wenn jeder dieser Männer der Wohlthäter von einem jeden seiner Leser, sein Freund oder sein Verwandter wäre. Dieses Land ist so klein, und ohne diese Hingebung Aller würde kaum eine

Literatur möglich sein: denn der Maler, der Bildhauer, der Musiker mag für die Welt arbeiten; der Dichter nur für sein Volk, das seine Sprache redet und seine Gefühle theilt. Der Staat ist nicht hinter der allgemeinen Aufgabe zurückgeblieben: er hat die Dichter in seine Rangordnung aufgenommen, sie beziehen Jahrgehalte, sie reisen, mit Regierungsstipendien, nach Deutschland, nach England, nach Paris und Rom. Unterstützungen werden den aufstrebenden Talenten gewährt, nach dem Urtheil und Ausspruch einer Kommission, welche aus den Koryphäen der Kunst und Literatur zusammengesetzt ist. Dem hochbetagten und hochverdienten Volksschriftsteller Carsten Hauch hat man das schöne Schloß von Frederiksborg in einem herrlichen Park bei Kopenhagen als Wohnung angewiesen: denn weit entfernt, die Literatur als Parteisache zu behandeln, betrachtet sie der Staat durchaus als Ehrensache. Dieser Gesichtspunkt adelt einen solchen Akt der Staatshülfe, welcher unter größeren Verhältnissen vielleicht nicht unbedenklich wäre: hier erscheint er nothwendig. Denn, um einmal ganz prosaisch zu reden, die Honorare, welche dort die vornehmsten Schriftsteller von ihren Verlegern be-

ziehen, würden hinter den bescheidensten Erwartungen unserer Schriftsteller noch sehr weit zurückbleiben.

Doch werden die dänischen Bücher auch in Norwegen, wo man dieselbe Sprache wie in Dänemark mit wenigen dialektartigen Abweichungen spricht, und vielfach in Schweden gelesen, wo man sie ganz allgemein versteht. Kopenhagen ist noch immer vermöge seiner Universität, seiner Gelehrten, seiner Bibliotheken und Museen, in gewissem Grade die geistige Metropole des skandinavischen Nordens und die Centralwerkstatt, so zu sagen, einer gemeinsamen Literatur. Nach dieser Richtung arbeitet vornehmlich die sehr thätige skandinavische Partei, welche verschiedene sowohl politische, wie literarisch-artistische Journale von solcher Tendenz gegründet hat. Der geistige Nexus mit Schweden mag in Frage gestellt werden, der mit Norwegen tritt unverkennbar hervor, trotz einiger, ich möchte sagen, traditionellen Vorurtheile, welche jedoch mehr im Mund und Witze des Volkes leben, als in seinem Herzen. Dergleichen findet sich überall.

Ein junger Normann, Björnstjerne Björnson, weit oben im Norden geboren, ist gegen-

wärtig der populärste Dichter in beiden Ländern; ja, wir haben gehört, daß man in seiner eigenen Heimath ihm Leben und Streben sauer machte, bis die Anerkennung von Kopenhagen ihn hob. In Kopenhagen schrieb er die ersten seiner „Bauernnovellen", welche man überall, wo sie gelesen worden sind, mit Recht bewundert hat. Sie sind in mehrere andere Sprachen übersetzt worden; auch wir Deutschen haben eine treffliche Uebersetzung derselben von Edmund Lobedanz (in der „Bibliothek ausländischer Klassiker" 1865) erhalten. Die Kraft und die Natürlichkeit dieser Erzählungen ist ebenso groß als ihre Innigkeit und schlichte Anmuth. Der Dichter reflektirt nicht, er läßt die Bauern und die Felsen ihre eigene Sprache reden, und die machen beide zum Erstaunen wenig Worte. Doch sie sind vor uns: die Landschaft in aller jener Hoheit und Majestät, die wir aus den norwegischen Bildern von Achenbach und Leu kennen; die Menschen mit einem Innenleben, einfach aber groß, wie die Contouren der Gebirge. Gleich dem funkelnden Grün seines heimathlichen Sommers, ist eine sonnige Poesie die Grundstimmung seiner Erzählungen. Der reine Hauch einer jungfräu-

lichen Natur weht uns daraus entgegen. Mitten in unserer geräuschvollen Civilisation hören wir, wie Glocken über dem See, die Stimmen der Einsamkeit, wenn wir Björnson's Bücher lesen.

Ich verließ Dänemark, lebhaft angeregt durch den Aufenthalt in einer seiner lieblichsten Landschaften, durch die Beschäftigung mit seinen Dichtern und seiner Geschichte, durch die zahlreichen Beweise der Güte, welche ich überall empfangen hatte. Kein Gefühl der Bitterkeit trennte mehr den Dänen und den Deutschen; der Friede, der wieder in der Welt herrschte, harmonirte mit dem Frieden, der in den Herzen war. — Drei Schwestern, liebenswürdige Frauen von Kopenhagen, mit Bouquets in den Händen, mit Freundschaft in den Gesichtern und mit Sonnenschein rings um sich her, standen am Ufer, als wir Abschied nahmen. Lange noch sahen wir ihre Tücher wehen, lange noch dufteten ihre Blumen. Wir fuhren, am sonnigen Herbstnachmittag, über ein blaues, leicht bewegtes Meer, glücklich wie wir gekommen; in langen Reihen, wie wandelnde Zelte, zogen hochbesegelte Schiffe durch unsern Gesichtskreis, nahten sich und verschwanden wieder. Ueber Moen, dieser lieblichen Insel, deren

Kreidefelsen wie goldene Säulen glühten, sahen wir die Sonne niedergehen, wir sahen das Meer im Purpurlicht zittern, und bald hier und da die Leuchtthürme glimmen, mit den Sternen und der milden Klarheit der Septembernacht hoch darüber; in unsern Traum rauschte noch das Meer und als wir erwachten, waren wir wieder in Lübeck.

Still ist es jetzt in dieser alten Hansestadt und ein wenig kleinbürgerlich; aber doch liegt etwas in der Unregelmäßigkeit und Enge ihrer Straßen, in der Form und Bauart ihrer Häuser, was den Fremden seltsam anheimelt — ein Stück unserer eigenen Geschichte, welches wir wie einen Schatten vor der mächtigen Realität des Augenblickes unrettbar und doch nicht ohne Wehmuth hinschwinden sehen. Die Geschicke wandeln, wie die Zeiten und die Menschen; und zum Glück für unsere Nachkommen entscheidet die Thatsache, nicht das Gefühl. Aber doch, inmitten der gewaltigen Strömung und der neuen Begriffe lauschen wir gern in alten Städten gleich dieser auf die Glockenspiele, welche hoch auf den Thürmen noch zeugen von der Vergangenheit. Davon redet Alles, was man hier erblickt: das Holstenthor, die Trave, die Kirche,

die Gewölbe, die Giebel und die Kreuzgänge; während freundlich von den Hügeln die Herbstlandschaft mit Gärten und Wald herabschaut. Stundenlang wanderten wir durch die Straßen bergauf, bergab, fanden immer wieder ein altes Gebäude, Kaufhaus oder Hospital, einen alten Platz oder auch nur eine alte Treppe, die wir mit Vergnügen betrachteten, freuten uns über Manches, was die neue Zeit hinzugefügt, besuchten die Marienkirche, diesen herrlichen Dom, den die Bergenfahrer mit ihren Kostbarkeiten, die Bürgermeister mit ihren Portraits und Overbeck mit einem seiner edelsten Gemälde geschmückt haben, und gingen zur Nacht in den Rathskeller.

Hier blühte noch einmal alle Poesie des Mittelalters um uns auf — der goldene Wein, die mächtigen Fässer, der würzige Duft, die Dämmerung und die gewölbten Hallen, das „Admiralszimmer" — die „Lilie" — die „Rose" — wie drängte sich Bild um Bild! In diesem Gemach mit Steinboden und Holzbänken, auf dem Platz und an dem Eichentisch, „aus unseres letzten Königsschiffes Planken", an welchem wir jetzt sitzen, saß einstens Lübecks berühmter Sohn, Emanuel Geibel — in

einer Septembernacht war es, wie heut, im Jahre 1845. Hier, über seinem Römer, als es Mitternacht schlug „vom Sankt Marienthurm", sang er einen kühnen Gesang, nicht ahnend, wie bald mit ehernem Schritt die Wirklichkeit ihm folgen sollte, neue Kriegsschiffe zimmernd und neue Flaggen über die Meere sendend; da sah er noch einmal in ihrem alten Glanze seine Heimathstadt, die reiche, die freie, und zwei Schatten sah er heraufkommen:

Die Heimgekehrten aus dem Reich der Gräber,
Die mächtigen Gestalten, Hand in Hand,
Marx Meier, Jürgen Wullenweber...

und er vernahm, was sie ihm erzählten von einem Traum, den sie geträumt von des Hansabundes Macht und Herrlichkeit; und wie sie dafür leiden und eines elendiglichen Todes sterben mußten.

Sie faßten's nicht — es war für sie zu groß —
Sie zitterten, die Käufer und Verkäufer;
Da führten meine Feinde schlau den Stoß,
Verräther hieß ich, Wiedertäufer.
Sie rissen von den Stufen mich herab,
Sie saßen trotzig zu Gerichte,
Sie brachen über mir den weißen Stab,
Und mehr! — Sie schrieben die Geschichte.

Dreihundert Jahre sind's, da sprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schafotte;
Doch war ein Geist des Unheils seit dem Tag
Mit meiner Heimath Heer und Flotte.
Was Menschen bauten, wird des Windes Spiel,
Nur Gottes Rathschluß bleibt beständig;
Die Hansa sank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutschland steigt empor lebendig.

Da war mir, indem mich diese Strophen an dem Ort umklangen, wo sie vor 21 Jahren gedichtet, als solle ich den Becher heben und dem fernen Dichter wie einen Wunsch, wie eine Hoffnung, — nein! wie einen festen Glauben, an dem das ganze Herz hängt, seine eigenen Worte zurückgeben:

Es geht ein heilger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie spüren's all erwacht aus schwerem Traume:
Deutschland ist eins und jeder ist ein Blatt
Am riesengroßen Wunderbaume!

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstraße 47.